12.4.43 do Nr. 54325

10. Jahrgang 1943 · Heft 2

BIBLIOTHEK

Rasse

Monatsschrift für den Nordischen Gedanken

Herausgegeben von Richard v. Hoff

Verlag von B. G. Teubner · Leipzig und Berlin

Rasse

Monatsschrift für den Nordischen Gedanken

Herausgegeben im Auftrage des Nordischen Ringes in der Nordischen Gesellschaft
von SS-Oberführer Senator Dr. R. von Hoff, Bremen

in Verbindung mit

Ministerialrat Dr. R. Benze, Berlin
Staatssekretär Dr. E. Boepple, München
A. Funkenberg, Reichskontor Lübeck der Nordischen Gesellschaft, Potsdam
Universitätsprofessor Hauptdienstleiter Dr. W. Groß, Leiter des Rassenpolit. Amtes der NSDAP., Berlin
Universitätsprofessor Dr. Hans F. K. Günther, Freiburg i. Br.
Staatssekretär a. D. Dr. A. Gütt, SS-Brigadeführer, Samter bei Posen
Museumsdirektor Dozent Dr. M. Hesch, Dresden
SS-Gruppenführer Hofmann, Chef des Rasse- und Siedlungshauptamtes SS, Berlin
Prof. Dr. A. Reber-Gruber, Leiterin der weiblichen Erziehung im NSLB., München
Dr. H. Rechenbach, Hauptabteilungsleiter i. Stabsamt d. Reichsbauernführers, Berlin
Universitätsprofessor Dr. F. Ruttke, Jena
Prof. Dr. Dr. h. c. Paul Schultze-Naumburg, M. d. R., Weimar
Dr. E. Zilian, Oberregierungsrat, Berlin
Schriftwalter: Dr. Hans Burkhardt, Schleswig, Mühlenredder 15

Bezugspreis halbjährlich *RM* 6.—
Für Mitglieder der Nordischen Gesellschaft Vorzugspreis von *RM* 4.80 halbjährlich
Anfragen, Mitteilungen und Beiträge sind zu richten an den Schriftwalter Dr. H. Burkhardt
Unverlangte Beiträge werden nur bei ausreichendem Rückpostgeld zurückgesandt.

Inhalt dieses Heftes:

Prof. Dr. Hans F. K. Günther, Freiburg-Herdern/Br.: Die Schwierigkeiten der Gattenwahl im städtischen Leben.

Museumsdirektor Prof. Dr. Erich Keyser, Danzig-Oliva: Die westpreußischen Mennoniten und ihre Erforschung.

Magnus Weidemann, Keitum/Sylt: Von nordischer Landschaft und nordischen Menschen. (Mit 4 Bildtafeln.)

Kleine Beiträge:

Dr. Robert Kaiser, Berlin W 15: Aufgaben und Arbeitsziele des Reichsbundes Deutsche Familie.

Dr. Ernst Scheffelt, Badenweiler: Die nordisch-germanische Herkunft der Alemannen. (Mit 7 Bildern auf 2 Tafeln.)

W. Brehm, z. Z. im Felde: Der Chinese und die europäische Kultur.

Hauptmann M. O. Johannes Rädlein, Fulda: Film und Rassenbiologie.

Neue Bücher:

Dr. Hans Burkhardt, Schleswig: Seelenlehre.

Prof. Dr. Dr. h. c. Paul Schultze-Naumburg, M. d. R., Weimar: Kunstgeschichte, Kunstbetrachtung und Abbildungswerke.

Berichtigung.

An unsere Leser!

BIBLIOTEKA GŁÓWNA UNIWERSYTET GDAŃSKI CZYTELNIA PUBLICZNA

Die Schwierigkeiten der Gattenwahl im städtischen Leben

Von Hans F. K. Günther

Eine Lenkung der Gattenwahl durch geeignete Belehrung der Menschen und durch Schaffung von Gelegenheiten zum gegenseitigen Kennenlernen der beiden Geschlechter wird in der Hauptsache nur bei der städtischen Bevölkerung erforderlich sein. Die Ehescheidung, aus deren Häufigkeit auf die Zahl zerrütteter Ehen geschlossen werden darf, ist ja in allen Ländern abendländischer Gesittung eine überwiegend städtische Erscheinung, fast schon eine ausschließlich städtische Erscheinung. Das gleiche gilt für manche anderen Schwierigkeiten ehelichen Zusammenlebens, vor allem schon für die Schwierigkeiten des gegenseitigen Kennenlernens und Wählens der beiden Geschlechter, für die gegenseitige Annäherung. In meinem Buche „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform" (2. Aufl. 1942) habe ich zu zeigen versucht, warum die bäuerlichen Ehen besser gedeihen als die städtischen und in welcher Weise schon die besonderen Umstände des ländlichen Wählens und Werbens dazu beitragen, die der Werbung folgende Ehe gedeihen zu lassen. Bauern wählen viel seltener verkehrt als Städter, und die ländliche Umwelt — Umwelt sowohl der Menschen wie der Dinge — verbürgt viel eher richtige Gattenwahl und eheliche Eintracht, als dies die städtische Umwelt zu tun vermag. Zum Gedeihen der bäuerlichen Ehe trägt schon bei, daß die beiden Geschlechter einander viel besser kennenlernen, als dies je in den Städten möglich sein wird. Ein Bauernbursche lernt die zu ihm passenden Bauerntöchter nicht nur an Feiertagen kennen, sondern auch am Werktage; er hat sie an guten und schlimmen Tagen beobachten können, im Wechsel der Gesundheit und Krankheit, der heiteren und der trüberen Stimmungen, bei verschiedensten Arbeiten und vor allem auch bei den Arbeiten, die ein Urteil über die hausfrauliche Tüchtigkeit zulassen. Er hat die zu ihm passenden Bauerntöchter schon gut kennengelernt, bevor er eine von ihnen mit verliebten Blicken zu betrachten begonnen hatte. Die sog. „blinde Liebe", die also eine besonnene Wahl erschwert oder ausschließt, ist auf dem Lande viel seltener als in der Stadt. Auch die „romantische Liebe", die sehr oft davon absieht, die Eignung des geliebten Menschen für den Alltag eines ehelichen Zusammenlebens zu prüfen, ist auf dem Lande viel seltener als in der Stadt. Hierzu kommt, wiederum zum Gedeihen bäuerlicher Ehen beitragend, daß auf dem Lande ja nicht allein die beiden heiratswilligen Menschen einander wählen, sondern daß zwei Familien einander wählen, daß jede der beiden Familien Söhne und Töchter berät, weil eben die Verschwägerung zweier Familien auf dem Lande mehr bedeutet als in der Stadt. Wenn schon ein Bauernsohn oder eine Bauerntochter — was selten ist — allein einer „blinden" Liebe folgen wollen, so wird seine oder ihre Familie bei ungeeigneter Wahl Einspruch erheben oder mindestens warnen. Im allgemeinen

schlagen aber Bauernkinder ihren Eltern geeignete, zu ihnen und ihren Familien passende Menschen vor; sie pflegen sich nur innerhalb desjenigen Heiratskreises zu verlieben, der ihnen und ihrer Familie zukommt. Bauernkinder verlieben sich eben im allgemeinen sehend und nicht „blind", weil ihnen die möglichen Verlobten schon lange ausreichend bekannt waren, ehe sie begonnen hatten, sie zur Ehe zu wünschen.

G. Tirala[1]) gibt an, ein Bauernbursche kenne etwa 40 bis 50 Mädchen seiner Umgebung, so vom Tanzplatz oder durch Besuche bei Verwandten, wo er wieder Nachbarntöchter kennenlernen kann. Ein Städter hingegen lerne eine größere Anzahl von Mädchen oberflächlich kennen, selten jedoch ein Mädchen näher. Für manche Städter gilt aber, was Tirala übersehen hat, daß er auch in oberflächlicher Weise nur eine geringere Anzahl von Mädchen kennenlernt.

Die Eigenart bäuerlicher Gattenwahl und Werbung, die Ottilie Doll[2]) nach oberbayrischen Verhältnissen gekennzeichnet hat und die ich in meinem oben genannten Buche für das deutsche Bauerntum zu kennzeichnen versucht habe, haben Thomas und Znaniecki[3]) am Beispiele polnischen Bauerntums dargestellt. Auch sie zeigen, wie die Bauernkinder auf den Rat ihrer Familien hören. Die Familie wünscht die Verschwägerung mit einer ihr bekannten Familie, die möglichst im gleichen Bezirke wohnt; sie wünscht Verschwägerung mit einer angesehenen, tüchtigen Familie von etwa gleichem Besitz und Wohlstand. Der Wahl des Sohnes oder der Tochter gehen lange, zögernde Überlegungen voraus, Erkundigungen, die mit großer Umsicht angestellt werden. Die heiratswilligen Söhne oder Töchter kennen die von ihnen zur Ehe gewünschten Menschen schon von Jugend auf, wählen also möglichst achtsam und verfallen nie einer blinden Verliebtheit. Über die Annäherung und Werbung der ländlichen Jugend in Nordamerika hat Niles Carpenter[4]) geschrieben, daß alle diese Vorgänge der Gattenwahl auf dem Lande unter dem Urteil vieler Beobachter vor sich gehen, während in der Stadt Einzelmenschen sich Einzelmenschen anderen Geschlechts nähern und diese wählen, ohne daß das Urteil anderer Menschen Einfluß auf solche Entscheidungen hat. Das ist die von der nordamerikanischen Gesellschaftswissenschaft beschriebene anonymity größerer Städte.

Auch das Buch von Ottilie Doll kann zeigen, daß die Schwierigkeiten des gegenseitigen Kennenlernens und Wählens auf dem Lande viel geringer sind als in der Stadt. Die Hauptschwierigkeit der bäuerlichen Heiratswilligen liegt heute darin, daß diese nicht genug Bauerntöchter oder auch andere Mädchen finden können, die gewillt sind, die Arbeitslast einer Bäuerin auf sich zu nehmen, liegt also in der

1) Ehevermittlung, Volk und Rasse, 7. Jg., Heft 2, 1932, S. 112.

2) Mir dean heirat'n: Eine Untersuchung über die bäuerliche Gattenwahl in Bayern südlich der Donau nebst anschließenden Randgebieten. 1940.

3) The Polish Peasant in Europe and America, Bd. 1, 1927, S. 109, 110, 125/26.

4) Courtship Practises and Contemporary Social Change, The Modern American Family, The Annals of the American Academy of Political and Social Science, März 1932, S. 40/41.

Arbeitsüberlastung der Bäuerin, vor der sich immer mehr Bauerntöchter scheuen. Die Jungbauern finden heute nicht mehr genug zur bäuerlichen Arbeit willige Bauerntöchter, was auch daraus zu erkennen ist, daß immer mehr Jungbauern Heiratsanzeigen einsenden oder Heiratsvermittlungen aufsuchen. Immer mehr Bauerntöchter wandern in die Städte ab und heiraten Städter oder sie heiraten auf dem Lande tätige Arbeiter, Handwerker, Angestellte oder Beamte. Diese Hauptschwierigkeit der gegenwärtigen bäuerlichen Gattenwahl bedeutet mehr eine *Schwierigkeit der äußeren Umstände*, nicht eine *Schwierigkeit der Wahl*, nicht eine innere Schwierigkeit, die sich aus dem seelischen Wesen der beteiligten Menschen ergibt, bedeutet auch nicht eine Schwierigkeit der Wahl, die sich *notwendig* aus der örtlichen Umwelt der Menschen ergibt, während die Schwierigkeiten städtischer Gattenwahl sich eben aus dem seelischen Wesen der aus städtischer Siebung stammenden Menschen und aus der städtischen Umwelt selbst ergeben. In meinem Buche „Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform“ [5]) habe ich einander gegenübergestellt: die ländliche Umwelt und die städtische, die bäuerliche Tätigkeit und die städtische, die Begegnungen und Gruppenbildungen des Landes und die der Stadt, die bäuerliche Denkweise und die städtische. Die Einzelheiten dieser Gegenüberstellung lassen auch wieder erkennen, daß man heute, abgesehen von dem zunehmenden Mangel an landwilligen Mädchen, von Schwierigkeiten der Gattenwahl eigentlich nur im Hinblick auf die städtische Bevölkerung sprechen kann.

Schon das *gegenseitige Kennenlernen* in den Städten ist erschwert, wenigstens ein Kennenlernen, das zu einem Urteil über die gegenwärtige Ergänzung, Anpassung und Verträglichkeit, zu einem Urteil über das Zusammenpassen und über die Eignung zu ehelichem Zusammenleben überhaupt ausreicht, zu einem Kennenlernen, das erlaubt, das Wesen des anderen Menschen allseitig oder wenigstens vielseitig zu erkennen und in seiner Eignung zum Zusammenleben abzuschätzen. Gewöhnlich lernen die beiden Geschlechter voneinander zunächst, d. h. bevor sie sich aneinander binden, nur die „bessere Aufmachung“ kennen, sehr oft nur die sonntägliche oder feiertägliche Ausstattung oder das Wochenendgesicht. *Groves* [6]) hat einmal ausgeführt, bei jeder Annäherung der beiden Geschlechter aneinander und jeder Werbung lasse sich ein gewisses Maß der Täuschung des Umworbenen durch den Werbenden erkennen. Dies *Täuschen und Getäuschtwerden* erschwere das ausreichende Kennenlernen vor der Ehe und lege sich oft wie eine Kluft zwischen Werbungszeit und erste Ehezeit. Die „bessere Aufmachung“ des Wochenendes macht auch einen Teil der gegenseitigen Täuschung aus. Wie der andere Mensch sich bei Überarbeitung und Ermüdung verhält, wie bei gedrückter Stimmung oder an kranken Tagen, wie er sich überhaupt bei täglichem nahem Zusammenleben verhalten wird, welche Gewohnheiten des Alltags und der einzelnen Tagesstunden er hat, das erfahren städtische Liebespaare sehr oft meist erst nach der Hochzeit voneinander: die

5) 2. Aufl. 1942, S. 369ff.
6) The American Family, 1934, S. 220/21.

„bessere Aufmachung" also vor der Trauung, alles andere erst nachher — und das andere ist oft das Wesentliche und Entscheidende.

Man soll nicht glauben, daß das Eindringen des weiblichen Geschlechts in die vorher von Männern ausgeübten Berufsstellungen die Gelegenheiten zu einem ausreichenden gegenseitigen Kennenlernen erheblich vermehrt hätte. Die Begegnungen der beiden Geschlechter in beruflichen Tätigkeiten haben wahrscheinlich nicht eine Zunahme glücklicher Ehen bewirkt: ich habe in meinem Buche über Gattenwahl zu zeigen versucht, daß die gegenseitige Ergänzung zweier Menschen verschiedenen Geschlechts zu einer glücklichen Ehe von viel tieferen Schichten des seelischen Lebens ausgeht als die Neigung zu einem Berufe und die Verbundenheit mit einer beruflichen Tätigkeit. Gleich lebhafter Anteil an dieser oder jener Tätigkeit oder Liebhaberei bedeutet an sich durchaus noch nicht einen haltbaren Grund für ein gedeihliches Zusammenleben in der Ehe. Nach einer nordamerikanischen Untersuchung, die E. R. Groves[7]) angeführt hat, einer Untersuchung, welche die Gattenwahl von drei Gruppen von Studentinnen der Vassar-Hochschule (in Poughkeepsie im Staate Neuyork), von zusammen 150 Studentinnen, nach einzelnen Gesichtspunkten erforscht hat, ergab sich, daß 26 v. H. dieser Studentinnen Männer geheiratet hatten, die sie seit ihrer Kindheit kannten. Dabei blieb der Hundertsatz (von 26 v. H.) annähernd gleich groß bei den drei Gruppen, die zwischen 1869 und 1871 und die zwischen 1904 und 1909 und die zwischen 1925 und 1931 geheiratet hatten. Durch das Studium oder die Berufsarbeit hatten von der ältesten Gruppe 10 v. H. ihren Ehemann kennengelernt, von der jüngsten 13 v. H.: die geringe Steigerung von den Älteren zu den Jüngeren hat sich ergeben in einem Zeitraum, in welchem die Zahl der weiblichen Studierenden und Berufstätigen beträchtlich zugenommen hat. Durch kirchliche Arbeit hatten von der ältesten Gruppe 14 v. H., von der jüngsten 2 v. H. ihren Ehemann kennengelernt. In allen übrigen Fällen hatte sich die Annäherung ergeben durch Begegnungen im Bekanntenkreise und durch Veranstaltungen geselliger Vereinigungen des Studienortes. Durch Begegnungen im Bekanntenkreise waren bei der ältesten Gruppe 40 v. H. der Ehen zustande gekommen, bei der jüngsten 58 v. H., durch gesellige Vereinigungen bei der ältesten Gruppe 18 v. H., bei der mittleren 4. v. H., bei der jüngsten 11 v. H. Hieraus ergibt sich, daß die Mehrzahl der Ehen geselligen und örtlichen Gelegenheiten gegenseitiger Begegnung zuzuschreiben war und ist, die Minderzahl beruflichen Gelegenheiten. Wahrscheinlich hat auch in Europa das Eindringen des weiblichen Geschlechts in Berufsstellungen die Gelegenheiten zu einem ausreichenden gegenseitigen Kennenlernen der beiden Geschlechter nicht erheblich vermehrt. Die Anzahl glücklicher Ehen ist durch das gegenseitige Kennenlernen im Berufe oder beim Studium wahrscheinlich sogar vermindert worden, weil eben die gegenseitige Ergänzung zwischen Mann und Weib auf anderen seelischen Grundlagen beruht als auf der Gemeinsamkeit beruflicher Neigungen.

7) a. a. O., S. 217.

Sicherlich hat das städtische Leben die Gelegenheiten zu einem oberflächlichen und mangelhaften gegenseitigen Kennenlernen vermehrt, zu jenem Kennenlernen allein der „besseren Aufmachung" und des Wochenendes. Für die Stadt ist die rasche Annäherung nach kurzer Bekanntschaft kennzeichnend. Aus Nordamerika wird von N. Carpenter[8]) berichtet, daß besonders der Kraftwagen das Alleinsein von Paaren ermöglicht. Man fährt nach kurzer Bekanntschaft zusammen aus der Stadt hinaus ins Freie, wo man ungestört sich einer mehr oder minder bedenkenlosen Vertrautheit hingeben kann. Besonders das „Entlehnen" von Kraftwagen, die man also zu solchen Flirtreisen entwendet und die man nachher irgendwo stehen läßt, ist in Nordamerika häufig, wie E. R. Groves[9]) berichtet. Solche Fahrten ins Freie arten in Nordamerika, wie wiederum Groves[10]) ausführt, immer mehr zu petting parties aus: unter petting versteht man allerlei geschlechtliche Vertraulichkeiten, die früher nach Groves erst kurz vor der Verheiratung länger verlobter Paare vorgekommen sind. Zurückhaltendere und ernstere Mädchen, die auf solches petting nicht eingehen, werden von den Männern oft für unnahbar und langweilig — aloof and uninteresting — gehalten und werden verlassen zugunsten der leichter zugänglichen Mädchen. Diesen nordamerikanischen Beispielen ließen sich Beispiele aus dem städtischen Leben Europas anreihen. Es ließe sich hier vieles von dem anführen, was Ferdinand Hoffmann[11]) dargestellt hat: die oberflächlichen Beziehungen der jungen Menschen beiderlei Geschlechts, die sich gegenseitig als „Freund" und „Freundin" bezeichnen, Beziehungen, deren Anknüpfung nicht auf besonnener Wahl beruhen, sondern allein aus der gegenseitigen Anlockung geschlechtlicher Reize zu erklären sind. Daher auch das Scheitern so vieler Ehen, die aus den oberflächlichen „Freundschaften" städtischer Paare hervorgegangen sind, daher die verhältnismäßig häufigen Ehescheidungen sehr jugendlicher Ehepaare, die verhältnismäßig häufigen Ehescheidungen nach kurzer Ehedauer und die Scheidungen solcher Paare, die einander nach nur kurzer Bekanntschaft geheiratet hatten.

Die Stadt erlaubt nicht das allseitige und ausreichende, zu besonnener Wahl ausreichende Kennenlernen, das auf dem Lande die Regel ist. Folsom[12]) vermerkt, die nordamerikanischen Studenten klagten trotz der vielfältigen Möglichkeiten zur Begegnung mit jungen Mädchen über den Mangel an geselligen Zusammenkünften. Es sei not enough social life, und ein erweitertes Feld näheren Kennenlernens sei erforderlich: a wider range of intimate acquaintance is needed. Das gleiche gilt für das Leben europäischer Städter, und zwar gerade für die Jugend der gebildeteren Stände. In einem Aufsatze über die gewerbmäßige Heiratsvermittlung hat Elisabeth Noelle[13]) nachgewiesen, daß immer mehr Menschen aller Stände

8) a. a. O., S. 40/41.
9) Social Problems of the Family, 1927, S. 111.
10) The American Family, 1934, S. 218/19.
11) Sittliche Entartung und Geburtenschwund, 1940.
12) The Family, 1934, S. 344/45.
13) Der sachliche Ausweg, Das Reich, 17. August 1941.

die Heiratsvermittlungen aufsuchen, weil sie zu wenig Gelegenheiten zum Kennenlernen geeigneter Frauen oder Männer fänden; die Feierabende seien im städtischen Leben immer kürzer geworden, die Geselligkeit sei im Leben des deutschen Volkes immer mehr zusammengeschrumpft und die Bildung ausschließlich männlicher und ausschließlich weiblicher Gruppen habe zugenommen. Ich habe in meinem Buche über das Bauerntum dargelegt, daß die Gesellungsgebilde des bäuerlichen Landes überwiegend die Familien erfassen und sammeln, die Gesellungen der Stadt, die vielen „Organisationen", überwiegend die Einzelmenschen, die von der Familie abgelösten Einzelmenschen.

Wenn von den unteren und mittleren Beamten nach Tirala[14]) etwa ein Zehntel ledig bleibt, von den höheren 16 bis 20 v. H. ledig bleiben, so darf daraus nicht geschlossen werden, daß unter den höheren Beamten soviel mehr eheuntaugliche Menschen wären, soviel mehr „geborene Junggesellen". Es muß hieraus viel mehr geschlossen werden, daß viele Männer in Berufen mit verlängerter Ausbildungszeit gegen ihre Veranlagung ledig bleiben, weil sie auf der Altersstufe der erreichten Selbständigkeit und der beruflichen Anstellung nicht mehr genug Gelegenheiten zur Gattenwahl finden. Tirala (S. 111/113) hält eine amtliche Heiratsvermittlung gerade deshalb für notwendig, weil so viele hochwertige Menschen der höheren Stände aus Mangel an Wahlgelegenheiten ledig bleiben. Der Ausfall eben dieser Menschen, die ihre Standeshöhe entweder eigener Tüchtigkeit oder der eigenen Tüchtigkeit und der Tüchtigkeit ihrer Eltern und Vorfahren verdanken, der Ausfall solcher Menschen als möglicher Erzeuger wertvollen Nachwuchses bedeutet eine dauernde Schädigung des Erbbestandes ihres Volkes. Wenn in Nordamerika etwa die Hälfte aller akademisch gebildeten Mädchen (college women) ledig bleibt, wie Holmes[15]) nach verschiedenen Untersuchungen berichtet, so bedeutet auch dies eine schwere Schädigung, denn nur bei einer kleinen Minderheit dieser gebildeten Mädchen wird man die Züge abstoßender Übergelehrtheit vermuten dürfen, bei der Mehrheit hingegen Anlagen leiblicher und seelischer Vortrefflichkeit, die man durch die Mutterschaft solcher Frauen gemehrt wissen möchte. Im 19. Jahrh. und in den meisten Ländern abendländischer Gesittung noch mehr im 20. Jahrh. ist es ja zu einem Zustande gekommen, den W. M. Gallichan[16]) mit nur wenig Übertreibung so gekennzeichnet hat: „Die Gruppe der Heiratenden ist heutzutage diejenige Gruppe, der die Eignung zur Elternschaft fehlt (the marrying class is nowadays the class that lacks the physiological qualifications for parentage): die Menschen heirateten desto später und hätten desto weniger Kinder, je größer ihre Begabung und je höher ihr Stand.

Robert Stigler[17]) hatte schon im Jahre 1918 die Einrichtung amt-

14) Ehevermittlung, Volk und Rasse, 7. Jg., Heft 2, 1932, S. 111.

15) The Trend of Race, 1921, S. 232.

16) The Great Unmarried (= Die große Menge der Ledigen) 1916, S. 41.

17) Die volksgesundheitliche Bedeutung einer staatlichen Ehevermittlung, Wiener Medizinische Wochenschrift, Bd. 68, Nr. 38, 1918, S. 1683 ff.

licher Vermittlungsstellen gefordert, weil gerade für die Männer mit strebsamer Veranlagung und die beruflich mehr beschäftigten Männer, aber auch für die zurückhaltender, feinsinniger, fleißiger und häuslicher veranlagten Mädchen die Wahlgelegenheiten eingeschränkt seien. Stigler wies auf die vielen wertvollen Töchter von Beamten, Ärzten und Ingenieuren hin, die besonders bei ländlichem Wohnort der Eltern ledig blieben. Er hat daher die Dringlichkeit einer staatlichen Ehevermittlung auch auf dem Internationalen Kongreß für Bevölkerungswissenschaft im Jahre 1935 in Berlin wieder vertreten.[18]) In diesem Zusammenhang hat Stigler auch schon darauf aufmerksam gemacht, daß die Gattenwahl für einen Menschen um so schwieriger werde, je verwickelter („differenzierter") er selbst veranlagt sei. Die bäuerlichen Ehen gedeihen auch deshalb besser und häufiger, weil es meistens Ehen zweier einfach veranlagter Menschen sind, zweier Menschen ohne seelische Schwierigkeiten. Der einfacher veranlagte Mensch findet leichter einen ihn zu ehelicher Gemeinschaft ergänzenden Menschen als der verwickelter, schwieriger, empfindlicher veranlagte Mensch. Da nun aber die Stadt dauernd durch Zuwanderung begabter, bildungs- und aufstiegseifriger Menschen ländlicher Herkunft einen Zuschuß von Menschen schwierigeren Seelenlebens erhält, werden viele Städter schon durch ihre Veranlagung vermehrten Schwierigkeiten der Gattenwahl ausgesetzt werden. Zur Erklärung der Nöte städtischer Gattenwahl braucht man also noch gar nicht oder nicht ausschließlich an die vielen verwirrenden Einflüsse städtischen Lebens zu denken, an die Instinktverwirrungen, denen in den Städten auch die seelisch gesündesten Menschen ausgesetzt sind. Die Städte sind die Orte der ungewollten Vereinzelung und der gewollten Absonderung; sie sind Orte der Gesellschaft, nicht der Gemeinschaft — beide Wörter im Sinne von Ferdinand Tönnies[19]) genommen. Die Städte betonen die Einzelmenschlichkeit, den Individualismus; mit der Betonung der Einzelmenschlichkeit steigert sich aber die Schwierigkeit der Mitmenschlichkeit, des Zusammenlebens mit anderen Menschen, besonders auch des ehelichen Zusammenlebens. So hat die Betonung der Einzelmenschlichkeit auch die Schwierigkeiten der Gattenwahl gesteigert: individuation has increased the difficulty, wie K. Folsom[20]) sich ausgedrückt hat. Der gleiche Verfasser hat (S. 343) ausgeführt, daß durch diese Vereinzelung der Menschen, die individuation aus städtischem Geiste, die Frage immer brennender geworden sei, ob der zu einer Ehe zu wählende Mensch dem Wählenden dazu verhelfen könne, sein eigenes Wesen und Leben zu entfalten. Mit der Steigerung eines solchen selbstischen Wählens müssen die Wahlschwierigkeiten zunehmen. Der Bauer wählt mehr für den Hof und die den Hof besitzende Familie als für sich selbst; so wählt er einerseits besonnener und andererseits minder ängstlich und beklommen. Ich habe in meinem Buche über Gattenwahl die beklommene Wahl derjenigen zu kennzeichnen versucht, die nach einem

18) Stigler, Staatliche Ehevermittlung, Bevölkerungsfragen, hrsg. von Harmsen und Lohse, 1936, S. 329ff.

19) Gemeinschaft und Gesellschaft, 1926.

20) The Family, 1934, S. 342.

Menschen anderen Geschlechts ausspähen, der jeden Tag und jede Stunde eine jede Abtönung seelischer Stimmungen „verstehen" und „miterleben" soll.

Die Einrichtung einer amtlichen Heiratsvermittlung ist immer wieder von solchen Beobachtern gefordert worden, die städtische Lebensverhältnisse erforscht hatten. In der Stadt allein ergeben sich die Nöte der Gattenwahl, zu deren Behebung man wie R. Stigler und andere auch die Heiratsvermittlung geeignet oder sogar berufen finden wird. In den Jahren nach dem Weltkriege sind auch Vorschläge geäußert worden, die eine Verbindung der Heiratsvermittlung mit einer staatlichen Erbgesundheitspflege befürworteten. Den Vorschlag Robert Stiglers aus dem Jahre 1918 habe ich schon erwähnt. Im Jahre 1920 hat J. R. Spinner[21]) eine „gute und eugenisch aufgebaute Ehevermittlung" gefordert und eine solche für förderlicher gehalten als die „freie Ehewahl". Über L. G. Tiralas Aufsatz vom Jahre 1932 habe ich oben (S. 42) schon berichtet: ihm schien eine amtliche Vermittlung besonders deshalb notwendig, weil so viele erbtüchtige Menschen der höheren Stände aus Mangel an Wahlgelegenheiten ledig bleiben. Im gleichen Sinne hat sich Gronau[22]) geäußert, der eine Vermittlung besonders für die zurückhaltenderen, dabei erbtüchtigen Menschen in Kleinstädten und auf dem Lande fordert; die vermittelte Ehe falle oft besser aus als die „Rauschehe" jugendlicher Menschen.[23]) Otto Reche hat in dem in dieser Zeitschrift[24]) veröffentlichten Aufsatz über Sippenschande unauffällige, von taktvollen Männern und feinfühligen Frauen geleitete Einrichtungen der Eheanbahnung in Sommer- und Winterkurorten vorgeschlagen, bei denen der „Reichsbund Deutsche Familie" mitwirken sollte, der frühere „Bund der Kinderreichen", der heute seine Arbeit der Festigung und Hebung des deutschen Familienlebens im weitesten Sinne widmet. Seit den Jahren vor dem Weltkriege hat sich der Gedanke einer amtlichen Heiratsvermittlung auch mit dem Gedanken einer Eheberatung, d. h. einer vorehelichen Beratung der Heiratswilligen, mit dem Gedanken der Ehetauglichkeitszeugnisse, also einer vorehelichen ärztlichen Untersuchung, und mit dem Gedanken der Eheverbote für Erbuntüchtige verbunden. Trump[25]) schlug im Jahre 1916 vor, für die Standesämter amtsärztliche Eheberater zu bestellen. Im Jahre 1913 hatte sich der Monistenbund mit einer Eingabe, die von dem bekannten Physiker Ostwald unterschrieben worden war, an den Reichstag gewandt, worin die Einführung eines Ehetauglichkeitszeugnisses gefordert wurde.

Auf die Heiratsvermittlung als solche, die gewerbmäßige und die amtliche, will ich hier nicht eingehen, sondern sie nur als Anzeichen weit verbreiteter Nöte und Schwierigkeiten der Gattenwahl betrachten. Schon die Zahl der

21) Ehevermittlung, Die Neue Generation, Bd. 16, 1920, S. 194.

22) Rassenhygienische Ehevermittlung, Ziel und Weg, 9. Jg., 1934, S. 413.

23) Vgl. auch Herbert Weinert, Rassenhygienische Ehevermittlung, Der Öffentliche Gesundheitsdienst, 3. Jg., Heft 19, 1938, S. 645ff., wo weitere Vorschläge genannt werden.

24) Jg. VIII, Heft 7, 1942, S. 296ff.

25) Zur Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft, 1916, S. 63ff.

gewerbsmäßigen Heiratsvermittler läßt erkennen, daß sehr viele Menschen beiderlei Geschlechts auf dem Weg der üblichen Begegnungen und des üblichen Kennenlernens keinen Ehegatten finden können. Tirala[26]) hat mitgeteilt, daß es um 1932 in Stuttgart allein 36 Vermittlungsfirmen gab, in größeren Städten jedoch viel mehr. Dazu kommt die Zahl derjenigen, die Anzeigen in den Zeitungen und Zeitschriften aufgeben, und endlich die Zahl derjenigen, die Heiratszeitungen halten, also Zeitungen, die allein dem gegenseitigen Kennenlernen dienen, in denen die Suchenden Anzeigen ohne Namensangabe aufgeben, die von den Schriftleitungen beziffert werden, worauf diese bezifferten Anzeigen zu einer nach Geschlechtern getrennten Liste zusammengestellt und an die Bezieher der Heiratszeitung versandt werden. Jede Tageszeitung läßt erkennen — manche in den Nummern eines bestimmten Wochentages —, wie viele Vermittlerfirmen tätig sind und wie viele Selbstanzeigen aufgegeben werden. Vor 1933 fanden sich Anzeigen am häufigsten in der Presse der sogenannten bürgerlichen Parteien, etwas seltener in den Blättern der rechtsstehenden Parteien und gar nicht in der marxistischen Presse: der Marxismus hatte nach Bebels Buch „Die Frau und der Sozialismus" Heiratsanzeigen als unsittlich verworfen. Marxistische Heiratssuchende gaben ihre Anzeigen in bürgerlichen Blättern auf. Offiziere durften und dürfen sich nicht der Heiratsvermittlung bedienen. Seit 1933 weisen manche Zeitungen Heiratsanzeigen ab, sehen solche also als anrüchig an. Nach R. Fetscher[27]) haben früher überwiegend Akademiker und Menschen des gebildeten Mittelstandes die Vermittlungsfirmen aufgesucht; die suchenden Akademiker hatten ein Durchschnittsalter von 39 Jahren, die Männer des gebildeten Mittelstandes eines von 36 Jahren, männliche Selbständige und Gewerbetreibende eines von 34 Jahren und Arbeiter eines von 32 Jahren, also immer ein Durchschnittsalter, das höher war als das durchschnittliche Heiratsalter des Standes, und zwar erheblich höher, nämlich etwa um 7 Jahre höher war. Von den Suchenden waren 56 v. H. männlichen, 44 v. H. weiblichen Geschlechts. Die Frauen also waren nicht so zahlreich vertreten und standen durchschnittlich in einem höheren Alter: etwa 10 Jahre älter als die männlichen Suchenden und somit erheblich älter als die Heiratenden ihres Standes. Die Vermittlungssuchenden waren durchschnittlich jünger als die Selbstanzeigenden, nämlich durchschnittlich 36 Jahre im männlichen, 33 Jahre im weiblichen Geschlecht. Der Vermittlung haben sich mehr Weibliche als Männliche bedient. Die Vermittlungen scheinen in vielen Fällen zum Ziele zu führen und offenbar nicht selten zu mehr oder minder glücklichen Ehen. Auch die Anzeigen scheinen oft Erfolg zu haben, denn Wiederholungen kommen selten vor. Fetscher berichtet, daß im Jahre 1920 in Württemberg 40 000 Ehen geschlossen worden sind und im gleichen Jahre 10 000 Heiratsanzeigen erschienen sind; man könne schließen, daß sicherlich ein großer Teil der geschlossenen Ehen der Vermittlung und dem Aufgeben von Anzeigen zuzuschreiben waren. Tirala[28]) teilt mit, daß in Wien um 1907 auf eine

26) a. a. O., S. 113.
27) Ehegesuche und Ehevermittlung, bei Marcuse, Die Ehe, 1927, S. 551 ff.
28) a. a. O., S. 111.

Anzeige üblicher Art in einer Zeitung etwa 20 bis 30 Antworten, also überwiegend Antworten von Weiblichen auf Anzeigen Männlicher, eingelaufen sind. Unter den Antwortenden hätten die Mädchen der unteren Stände damals überwogen, da Mädchen der oberen Stände über Bedenken gegenüber dem Wagnis oft nicht hinweggekommen seien.

Heute werden die Heiratsvermittlungen von immer größeren Zahlen von Menschen beiderlei Geschlechts aufgesucht. Diesen Eindruck hat Elisabeth Noelle[29]) bei Besuch einer Anzahl von Vermittlerfirmen gewonnen. Sie berichtet, daß die Vermittlungen heute mit zunehmender Offenheit aufgesucht werden, daß immer mehr Menschen aus den früher dort seltener vertretenen Ständen hinzukommen, daß insbesondere die Zahl der suchenden Bauern zunimmt, und daß gegenwärtig (1941) viele Anfragen von im Felde stehenden Soldaten einlaufen. Besonders stark vertreten seien heute der gehobene Bürgerstand und das Bauerntum; vom unteren Mittelstand und vom Arbeitertum seien die älteren Jahrgänge und die Verwitweten zahlreicher vertreten. Von den beiden Geschlechtern finden sich unter den Suchenden heute wie früher mehr Männer.

K. G. Büscher[30]) hat einen Wandel der Anforderungen und Wünsche solcher Suchender festgestellt, die Heiratsanzeigen in Zeitungen aufgeben; zu den alten Gesichtspunkten seien neuerdings drei neue hinzugekommen, die auch stark betont würden: 1. Gesundheit, 2. Wunsch nach Kindern und 3. Rasse, so besonders bei den oberen Ständen.

Auch nach Elisabeth Noelles Feststellungen ergibt sich, daß die Heiratsvermittlung mindestens ein notwendiges Übel darstellt, wenn nicht eben eine Einrichtung, die gar nicht mehr entbehrt werden kann. Aus den Feststellungen Büschers ergibt sich, daß ein großer Teil der Suchenden, mindestens der Suchenden aus oberen Ständen, die Gedanken der Erb- und Rassenpflege schon in ihre Heiratswünsche aufgenommen hat. So wird man erwägen müssen, in welcher Weise die gewerbsmäßige Heiratsvermittlung in den Dienst der Erb- und Rassenpflege gestellt werden könnte. Das Mißtrauen gegenüber der gewerbsmäßigen Vermittlung ist berechtigt; eine größere Anzahl dieser Firmen streift oder überschreitet in ihrem Geschäftsgebaren die Grenze der Unterlauterkeit. Eine Reinigung dieses Erwerbszweiges wird nötig werden, sobald der Staat sich zu einer Lenkung der Gattenwahl entschließt. Zur Reinigung der gewerbsmäßigen Vermittlung wird aber auch gehören, daß dieses Gewerbe selbst zu einem ehrlichen Gewerbe gemacht werde. Der § 655 des BGB. versagt einstweilen der Heiratsvermittlung das Ansehen eines ehrlichen Gewerbes insofern, als Vergütungsanforderungen der Vermittlerfirmen nach diesem Paragraphen nicht einklagbar sind. Anscheinend verweigert auch eine größere Zahl von Kunden der Vermittlerfirma nach Erreichung ihrer Wünsche die Bezahlung der Unkosten, meistens sogar mit der unverhohlenen An-

29) Der sachliche Ausweg, Das Reich, 17. August 1941.

30) Wandel der Gesichtspunkte bei der Gattenwahl im Spiegel der privaten Heiratsanzeige, Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 33, Heft 4, 1941, S. 292.

führung des § 655. Die Firmen versuchen, solche Schädigungen durch Vorauszahlungen auf zu leistende Dienste abzuwehren. Bei einer gesetzlichen Ehrlichmachung des Vermittlergewerbes könnte diesem zugleich ein Mindestmaß erbgesundheitlicher Forderungen auferlegt werden. Die volle Aufnahme erbgesundheitlicher Gesichtspunkte wird man nur von amtlichen Heiratsvermittlungen erwarten und fordern dürfen. Staatliche Vermittlungsstellen für Erbkranke, Unfruchtbargemachte und Geschädigte sind schon eingerichtet worden und bestanden im Jahre 1941 in einer Anzahl größerer Städte. Sie sind bisher nach Herbert Weinert[31]) besonders von Handwerkern und Lohnarbeitern, dann aber auch von Landarbeitern aufgesucht worden, weniger von Menschen aus den höheren Ständen.

Ich habe auf die Heiratsvermittlung nur hinweisen wollen als auf ein Anzeichen, wie viele Menschen, insbesondere wie viele städtische Menschen, auf Schwierigkeiten der Gattenwahl stoßen, und zwar offenbar auf Schwierigkeiten, die sich weniger etwa aus den Absichten einer Geldheirat ergeben, als aus dem seelischen Wesen der Suchenden selbst und aus dem Mangel an Wahlgelegenheiten im städtischen Leben der Gegenwart.

Die westpreußischen Mennoniten und ihre Erforschung

Von Erich Keyser

Unter der Bevölkerung des deutschen Weichsellandes bilden die Mennoniten eine besonders bemerkenswerte Gruppe. Das Festhalten an dem ihnen eigenen religiösen Bekenntnis hat sie auch in den Jahrzehnten polnischer Fremdherrschaft ebenso gekennzeichnet wie die Treue zum deutschen Volkstum. Sie haben das westpreußische Platt, eine niederdeutsche Mundart, ebenso bewahrt wie vornehmlich jede blutsmäßige Verbindung mit dem Polentum abgelehnt. Da sie längs der Weichsel von Thorn bis Dirschau und im Weichsel-Nogat-Delta zwischen Danzig, Marienburg und Elbing ansässig sind, stellen sie in dieser Kernlandschaft des heutigen Reichsgaues Danzig-Westpreußen auch einen festen Kern seiner deutschen Bevölkerung dar. Dabei sind sich die Mennoniten ihrer Herkunft aus den Niederlanden durchaus bewußt; sie sind sogar stolz auf sie und pflegen die Erinnerung an ihre Abstammung durch sorgsame Bewahrung von Bibeln in holländischer Sprache und lange Zeit auch durch Gemeindebeziehungen zu den „Doopsgesinden" in den Niederlanden.

Die Unterschiede ihres Glaubens zu den anderen protestantischen Bekenntnissen haben bis in die neueste Zeit Mischehen mit andersgläubigen Evangelischen verhindert; Ehen und Katholiken waren bei ihrem betont protestantischen Gepräge sowieso ausgeschlossen gewesen; erst in den letzten Jahrzehnten sind vereinzelt, und

31) Ehevermittlung für Erbkranke, Unfruchtbargemachte und Geschädigte, Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 35, Heft 1, 1941, S. 42/43.

zwar besonders in den größeren Städten, Mischehen mit Angehörigen der altpreußischen Union vorgekommen; dabei sind diese nicht selten in die mennonitischen Gemeinden aufgenommen worden. Da sie gleichfalls vorwiegend niederdeutscher Abstammung gewesen sein dürften, haben sie den mennonitischen Kreisen keine wesentlich andersartigen Erbmerkmale zugeführt. Es finden sich somit wohl Abkommen mennonitischer Sippen heute in größerer Zahl auch außerhalb der mennonitischen Gemeinden; dagegen haben sich diese im großen und ganzen durch die Jahrhunderte rein erhalten.

Die Gruppe der westpreußischen Mennoniten ist somit ein wertvolles Lehrbeispiel für die Erhaltung stammesmäßiger Eigenart in andersstämmiger und andersvölkischer Umgebung und fordert daher zu grundlegenden rassenkundlichen Untersuchungen heraus. Leider sind diese bisher nur in geringem Umfange vorgenommen worden. M. Hesch hat einige Mennoniten in der Gegend um Stuhm vermessen, aber die Ergebnisse seiner Untersuchungen noch nicht veröffentlicht. Fr. Keiter hat im Jahre 1931 Erhebungen an den im Gebiet um Danzig ansässigen Mennoniten durchgeführt und ihren Ertrag mit den Vermessungen verglichen, die er an rußlanddeutschen Mennoniten in den Rückwandererlagern in Mölln und Prenzlau vorgenommen hat; es lag ihm daran festzustellen, wie weit die rußlanddeutschen Mennoniten, deren Vorfahren aus den Weichselniederungen vor 150 Jahren ausgewandert waren, in der fremden Umwelt ihre Rassenmerkmale verändert haben. Seine Untersuchungen an den westpreußischen Mennoniten reichen aber, abgesehen davon, daß sie nur bei Danzig vorgenommen wurden, nicht aus, um ihre rassische Beschaffenheit restlos zu klären.[1]) Es ist deshalb angebracht, auf die wissenschaftliche Notwendigkeit und die leichte Möglichkeit einer umfassenden rassenkundlichen Aufnahme der westpreußischen Mennoniten hinzuweisen; die Mittel für ihre Durchführung dürften von den zuständigen Verwaltungs- und Forschungsstellen im Reichsgau Danzig-Westpreußen zu beschaffen sein.

Ausführliche Forschungen liegen dagegen über die Ansiedlung und Ausbreitung der Mennoniten im Weichsellande vor.[2]) Wie sie ergeben haben, geht die Begründung westpreußischer Mennonitengemeinden auf Flüchtlinge aus den Niederlanden zur Zeit ihrer Bedrohung durch die Spanier zurück. Anhänger des Predigers Menno Simons, der in Friesland heimisch war, begaben sich seit dem Jahre 1527 nach dem Preußenlande; die ersten ließen sich bei der Stadt Pr.-Holland nieder, die, wie ihr Name bezeugt, schon am Ende des 13. Jahrhunderts von holländischen Lokatoren begründet worden war. Während die dort angesetzten Familien bis 1560 wieder abzogen, sind die Niederlassungen bei Elbing seit 1531, bei Danzig seit 1547 und bei Marienburg seit 1554 bis zur Gegenwart erhalten geblieben. Von den Territorien der Städte Danzig und Elbing breiteten sich die Mennoniten im Großen Marien-

1) Fr. Keiter, Rußlanddeutsche Bauern und ihre Stammesgenossen in Deutschland. 1934.

2) Zusammenfassung bei E. Keyser, Bevölkerungsgeschichte Deutschlands. 2. Aufl. (1941), S. 317 und ausführlicher: Derselbe, Die Niederlande und das Weichselland. Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung 1942.

burger Werder um Tiegenhof, im Kleinen Marienburger Werder zwischen der Stadt Marienburg und dem Drausensee, in den Niederungen bei Dirschau, Mewe, Marienwerder, Graudenz, Kulm und Thorn aus; dagegen gehen die zahlreichen „Hollände-reien" im Warthelande, obwohl sie vielfach als Holländereien bezeichnet werden und nach dem Recht der holländischen Siedler angelegt wurden, nicht auf Einwanderer aus den Niederlanden oder ihre Abkommen zurück. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts hat die Zahl der Mennoniten in Westpreußen immer etwa 10 000 betragen. Eine erhebliche Minderung trat ein, seitdem auf Grund der Werbung der Zarin Katharina seit 1787 einige tausend Familien nach dem Gebiet am unteren Dnjepr, am Asowschen Meer und an der mittleren Wolga abgewandert sind.[3])

Die Mennoniten sind in Westpreußen seit jeher sehr verschieden und oft nicht günstig beurteilt worden; ihr Gegensatz zu den übrigen protestantischen Bekenntnissen und vor allem zur katholischen Kirche hat ihnen frühzeitig die Feindschaft der Geistlichkeit eingetragen. Ihre Abweisung der Kindertaufe erregte Verwunderung; ihre Ablehnung des Eides und des Wehrdienstes rief den Widerstand der Obrigkeit und aller juristisch und wehrpolitisch eingestellten Kreise hervor.[4]) Zwar gelten heute ihre Beteuerungen vor Gericht als Eid; auch sind gerade im gegenwärtigen Kriege zahlreiche Mennoniten in der deutschen Wehrmacht, an vorderster Front und zum Teil in führenden Stellungen, tätig. Auch gibt es im Reichsgau Danzig-Westpreußen nicht wenige nationalsozialistische Führer, welche mennonitischen Familien entstammen. Trotzdem halten manche von ihnen an den überlieferten Grundsätzen fest.

Es darf als ein Merkmal des westpreußischen Mennonitentums bezeichnet werden, daß es in der Mehrzahl nicht kriegerisch und kämpferisch eingestellt ist. Dagegen ist es sehr rechthaberisch. Mit zäher Verbissenheit werden tatsächliche oder vermeintliche Rechtsansprüche verfochten und Eingriffe in die herkömmlichen „Rechte" abgewiesen. Endlose Prozesse sind in den vergangenen Jahrzehnten etwa über die Heranziehung mennonitischer Grundbesitzer zu dinglich begründeten Abgaben an Kirchengemeinden anderer Bekenntnisse geführt worden.[5]) Beharrlichkeit und nüchterne Überlegung sind fast allen Mennoniten in Westpreußen zu eigen; sie sind zielbewußt, sparsam, rechnerisch, wenn auch nicht geradezu berechnend, eingestellt. Ihre Lebensweise ist auch bei Wohlhabenheit betont einfach und schlicht. Früher war allgemein schwarze Kleidung üblich. Bunte Farben wurden und werden noch heute vielfach gemieden. Es wirkte sich hierin nicht nur ihre Glaubenslehre aus, sondern auch ein auffälliger Mangel an künstlerischem Sinn; sie haben nicht bekanntere Musiker, Maler und Dichter hervorgebracht; wer sich schmücken will, macht es oft ohne Geschmack.

Es ist in diesem Zusammenhange bemerkenswert, daß die westpreußischen Mennoniten von Anfang an zahlreiche hervorragende Techniker, Wasserbaumeister, Inge-

3) Vgl. über diese Niederlassungen M. Woltner, Die Gemeindeberichte von 1848 der deutschen Siedlungen am Schwarzen Meer. 1941.

4) H. Mannhardt, Die Wehrfreiheit der altpreußischen Mennoniten. 1863.

5) H. Nottarp, Die Mennoniten in den Marienburger Werdern. 1929.

nieure, Mechaniker in ihren Reihen aufgewiesen haben, und noch heute ausgesprochen technische Begabung, auch bei Frauen, verbreitet ist, während Baumeister und Bildhauer unter ihnen fehlen. Bereits bei Kindern fällt eine Neigung zu schwierigen handwerklichen und Handfertigkeitsarbeiten auf; das Knifflige reizt. Die Jungen pflegen zu basteln, die Mädchen und auch noch die Frauen im höchsten Alter sehr mühsame Handarbeiten zu machen. Niemand darf und mag stillsitzen; es ist ein Makel, die „Hände im Schoß" zu behalten. Dabei sind z.B. die Stickereien ausschließlich in Weiß, Schwarz oder Braun gehalten, sie sind geradezu ein „Augenpulver", aber sie werden unermüdlich angefertigt. Die kunstgewerbliche ersetzt die künstlerische Betätigung.

Der westpreußische Mennonit ist ein hervorragender Bauer und Viehzüchter. Er scheut keine Mühen, seinen Acker zu bestellen, er gewinnt dem kargsten Boden reiche Erträge ab. Er läßt sich nicht einschüchtern, wenn immer wieder Hochwasser seine Felder überflutet. Ihm ist der Grundsatz heilig: Deichen und nicht weichen. Überall haben die Mennoniten im Weichsellande gerade in den zuvor unbewohnten feuchten Gegenden die ersten Dämme angelegt und Schöpfwerke erbaut. Die neben der älteren Bockmühle übliche Turmmühle wird nach ihrer Heimat als „holländische Mühle" bezeichnet.

Sehr lebhaft ist der Familiensinn entwickelt. Da Verwandtenheiraten seit alters verbreitet sind, bestehen wechselseitige Familienbeziehungen zwischen allen mennonitischen Gemeinden.[6]) Die neuerdings allgemein in Deutschland geübte Sippenforschung findet daher bei ihnen eifrigste Pflege und Förderung.[7]) Streng wird die hausväterliche Gewalt geachtet; das Ansehen der Voreltern wird hochgehalten, das Herkommen wird gewahrt, auch wenn es von Außenstehenden und gelegentlich auch bei den Jüngeren als „altmodisch" gilt.

Neben dem Gemeinschaftssinn gegenüber der Familie und der Bekenntnisgemeinde herrscht bei den westpreußischen Mennoniten eine stark individualistische Haltung vor. Die Neigung zur Einordnung in andere örtliche, kulturelle und politische Gemeinschaften ist gering. Jeder bleibt gerne für sich. Der Mennonit treibt keine Mission; er ist leicht eigensinnig und eigenbrötlerisch. Die Wohnweise in Streusiedlungen, wie sie durch die Bodenbeschaffenheit bedingt ist, erleichtert natürlich solche Absonderung; aber auch der Wunsch, mit anderen möglichst wenig zu tun zu haben, befördert die Neigung, in Einzelhöfen zu wohnen. Diese sehen stets sehr sauber und ordentlich aus; vielleicht ist der Brauch, vor dem Wohnhause mehrere Linden anzupflanzen, aus der niederländischen Heimat mitgebracht worden. Im übrigen sind die mennonitischen Bauernhöfe und Bauernhäuser von der gleichen Bauart, wie sie auch sonst in Westpreußen üblich ist; in den Weichselniederungen wird das Vorlaubenhaus bevorzugt. Die Hof- und Hausformen der Niederlande kommen in Westpreußen nicht vor.

6) W. Zimmermann, Über die sogenannte Inzucht in den Danziger Mennonitenfamilien. Mitteilungen des Sippenverbandes Danziger Mennonitenfamilien. 7. Jg. (1941), Heft 6, S. 162.

7) Mitteilungen der niederländischen Ahnengemeinschaft, Sitz Hamburg, 1941.

Es ist überhaupt erstaunlich, wie wenig Kulturgut die Mennoniten mitgenommen haben. Ein Vergleich zwischen dem Hausrat der westpreußischen Mennoniten und dem niederländischen Volksgut zeigt, daß nur solche Möbel und Gegenstände kleineren Ausmaßes in die neue Heimat mitgebracht oder an sie später nachgeschickt worden sind, die leicht zu verpacken und zu befördern waren; es waren bemalte Metalluhren, die im Gebiet zwischen Tiegenhof und Elbing noch häufig sind und dort als „friesische" Uhren bezeichnet werden (Stoelckeklok); es waren kleinere Truhen und Stühle, Messer, Tabaksdosen, Gewichtssätze, niedrige Kästchen, die mit Holzkohle gefeuert wurden, um im Zimmer und in der Kirche die Füße zu wärmen (Stoofche); auch Bettpfannen aus Messing sind gebräuchlich.

Der Umstand, daß nur wenig Volksgut aus den Niederlanden nach dem Weichselande überführt worden ist, legt der Forschung die Aufgabe nahe, zu untersuchen, wie weit aus der gleichen seelischen und geistigen Veranlagung heraus der in Westpreußen heimische Hausrat und das dortige Brauchtum im niederländischen Sinne umgestaltet worden sind. Es fällt immerhin auf, daß die Lebenshaltung der westpreußischen Mennoniten auch heute noch in vielem jener der niederländischen Bauern ähnelt. Es ist daher zwischen ihnen auch eine leichte Verständigung möglich, ein gegenseitiges Verstehen, wie es sonst zwischen den Angehörigen verschiedener deutscher Stämme nicht vorhanden zu sein pflegt. Es ist deshalb mit Recht erwogen worden, bei der bevorstehenden niederländischen Ostsiedlung Bauern und Handwerker aus Holland und Friesland gerade im Reichsgau Danzig-Westpreußen anzusetzen, da sie sich dort voraussichtlich in ähnlicher landschaftlicher und nachbarlicher Umgebung bald einleben werden.

Die Untersuchung des Volksgutes hat bereits zu der Erkenntnis geführt, daß die Heimat der westpreußischen Mennoniten vornehmlich in den Landschaften rings um die Zuidersee zu suchen ist, zu denen während der gesamten Hansezeit enge wirtschaftliche Beziehungen auch über den Kreis der Täufer hinaus bestanden haben. Besonders dürften die Gebiete Westfrieslands und Nordhollands Auswanderer nach dem Weichsellande gestellt haben; sippengeschichtliche Nachrichten und die Familiennamen verweisen in die gleiche Richtung.[8]) Auch die Erbmerkmale sollten in dieser Hinsicht einmal gemustert werden. Es ist dem Verfasser aufgefallen, daß die bei westpreußischen Mennoniten häufige, ungewöhnliche Verengung der Augenlidspalte auch in der Gegend von Hoorn, Enkhuizen und Medemblick anzutreffen ist. Diese Menschen scheinen die Augen gar nicht richtig aufmachen zu können; es sieht aus, als ob sie ständig geblendet wären und daher blinzeln müssen.

Der rassenkundlichen und volkskundlichen Forschung in den Niederlanden, die neuerdings durch die „Volksche Werkgemeenschap" in Den Haag tatkräftig in Angriff genommen ist, stehen somit noch weite Wege offen. Die Zusammenarbeit mit der „Landeskundlichen Forschungsstelle" des Reichsgaues Danzig-Westpreußen (Danzig-Oliva-Schloß) ist bereits angebahnt.

8) H. Penner, Ansiedlung mennonitischer Niederländer im Weichselmündungsgebiet. 1940.

Von nordischer Landschaft und nordischen Menschen

Von Magnus Weidemann

Mit 4 Bildtafeln[1])

Es ist klar, daß Rassenmerkmale im einzelnen immer erbbedingt sind. Aber ebenso gewiß ist, daß bei der ursprünglichen Entstehung und Ausprägung jeder Rasse im ganzen, also auf große Zeiträume gesehen, auch Umwelteinflüsse mitwirken, sowohl durch Wirkung von Auslese wie durch vielerlei biologische und auch geistige Schicksalslenkung. Daß dies bei der Ausbildung von Menschenrassen ganz besonders weitgehend der Fall sein muß, ergibt sich aus der einfachen Überlegung, daß der Mensch, im Vergleich zu anderen Lebewesen, von so betont seelisch-geistiger Wesensart ist, daß die Eindrücke seiner Umwelt, die Auseinandersetzungen mit ihren Lebensbedingungen, die Erfahrungen mit allen ihren Gegebenheiten für seine Entwicklung richtunggebend sein müssen. Denn sie beeinflußten in unermeßlichen Zeiträumen alle Geschlechterfolgen in gleichbleibender Weise. Auf dieser Voraussetzung beruht zum großen Teil alle Rassenseelenkunde überhaupt. Es erübrigt sich also, weitere Beweise dafür zu suchen, daß auch unsere nordische Menschenrasse in ihrer seelischen Artung im ganzen weitgehend durch die Eigentümlichkeiten der nordischen Landschaft, welche ihre Urheimat ist, geprägt sein muß, unbeschadet der Tatsache, daß jeder einzelne in der unendlichen Kette unmittelbar aus seinen Erbanlagen bestimmt wird.

In ganz besonderem Grade wird eine Einwirkung der Landschaft auf unsere Rasse deshalb anzunehmen sein, weil es für uns jetzt feststeht, daß diese von Anbeginn bis heute in ihrer Ursprungsheimat seßhaft war und im Kern auch blieb. Keine Einwanderung aus fernen, fremden Zonen ließ sie von dort Eigenschaften mitbringen, die aus anderer Umwelt hergeleitet werden könnten. Wie die Heimat als Wohnsitz die gleiche blieb spätestens von der letzten Eiszeit her, so blieb im wesentlichen auch der Charakter dieser Landschaft der gleiche. Sie ist als nordische Landschaft von uns zu bezeichnen in voller Übereinstimmung mit dem Namen, den wir unserer Rasse geben. Dieser Name weist unmittelbar auf die Landschaft hin.

In welchen Grenzen wir die Naturumwelt der nordischen Rasse als nordische Landschaft in bewußtem und wissenschaftlichem Sinne bezeichnen dürfen, ergibt sich bei einigem Nachdenken ebenso klar und zwingend, wie die Erkenntnis, welche besonderen Wesenszüge wir mit dieser Benennung umfassen und aus welchen Gründen wir sie eben so nennen. Es lohnt sich, diesen Fragen nachzugehen. Wir finden als Ergebnis die Bestätigung, daß es nordische Landschaft in engster und vielfältigster Beziehung zum nordischen Menschen wirklich gibt, nicht als willkürliches oder dich-

1) Mit Genehmigung des Verlages C. F. Müller, Karlsruhe, entnommen aus Weidemann, Unsere nordische Landschaft.

Magnus Weidemann: Heideweg an der Küste

BIBLIOTEKA PUBLICZNA w ELBLĄGU

Tafel II

Magnus Weidemann: Hünengräber auf Sylt

Magnus Weidemann: Versunkenes Land

Tafel IV

Magnus Weidemann: Prielmündung

terisches Gedankengebilde, sondern als ganz reale Gegebenheit. Diese ist nachweisbar, und zwar in ihrer augenscheinlichen und noch heute fortwirkenden Tragweite.

Wo die Heimat unserer Rasse ist, kann als bekannt gelten. Sie liegt in dem Gebiet zwischen Ostsee und Nordsee, also vom jetzigen Skandinavien herüber über die zum Teil nur noch in Inseln bestehende Landbrücke bis ins nordwestliche Niederdeutschland. Dabei muß uns klar sein, daß dieses Gebiet noch ein ununterbrochenes Ganzes war in jenen Zeiträumen, als unsere Rasse erwuchs. Die Ostsee lag als Binnenmeer weit ostwärts, und die Nordseeküste war ebenfalls viel weiter draußen als heute. Die entscheidende Senkung, die Litorinasenkung, welche die Durchbrüche zwischen Nord- und Ostsee erst schuf und zugleich das Nordlandgebiet in seine getrennten Teile zergliederte, trat ja erst lange nach der letzten Vereisung ein. Wo also heute noch die nordgermanischen Stämme wohnen, ist ihre Landschaft in jetziger Gliederung als Schweden, Dänemark und Deutsche Nordmark nur ein Rest von dem großen Land, welches einst war. „Meerumschlungen" war es immerhin schon von Anfang her, aber weiter und größer als jetzt.

In diesen Reststücken ist wieder nur ein recht kleiner Rest begreiflicherweise heute noch in seiner äußeren Erscheinung so erhalten wie in den Anfangszeiten. Aber Reste sind immerhin da, Reste wirklicher Urlandschaft mit dem trotz manchen Klimawechsels noch erkennbaren nordischen Charakter der Vorzeit. Diese werden uns heute besonders wichtig sein, wo wir zum Bewußtsein unseres nordischen Menschentums erwacht sind und den Ursprüngen und Urgründen seines Werdens so gern nachforschen.

Wir müssen uns klarmachen, daß die Heimatlandschaft in den genannten Gebieten heute ganz überwiegend Kulturboden ist, also durch menschliche Einwirkung geformt und weitgehend verändert. Doch hat dieser Eingriff nicht Gewalt über alles. Die großen Elemente der Landschaft blieben. Erdboden und Meereswogen, Jahreszeitenkreislauf und Witterung, Bewölkung und Pflanzenwuchs, damit aber auch das tierische und menschliche Leben in dieser Umwelt, behauptet sich in seiner wesentlichen Art auch über aller menschlich-kulturellen Umgestaltung. Wenn wir nur annehmen, daß in Restbezirken, wo die Zivilisation die wirkliche Urgestalt des Landes noch unangetastet ließ, eine rein nordische Natur erhalten bleiben konnte, so verstehen wir, daß wir hier nicht vergeblich die Erkenntnis und sogar unmittelbare Anschauung nordischer Landschaft im vollen und fast vorgeschichtlichen Sinne suchen werden.

Zugleich verstehen wir auch, daß einzig die Bezeichnung „nordisch" dafür die richtige ist. Denn dies unterscheidet unseren ganzen Wohnbezirk, das noch heute vorwiegend germanisch besiedelte mittlere Europa, von den Randgebieten unseres Erdteils, in denen andere Rassen überwiegen: Daß hier das natürliche Leben der Landschaft — mit Einschluß der Menschen in ihr — entscheidend vom Norden geprägt ist. Geradezu alle Elemente der Landschaft sind in unserer Urheimat von Norden her bedingt. Das ist etwas ganz Bestimmtes und etwas ganz Wichtiges. Es braucht uns nur bewußt zu werden, um uns die tiefsten Aufschlüsse über die innere Notwendigkeit unserer Rassenentwicklung zu offenbaren.

Sogar der Erdboden selbst ist in seinen entscheidenden Oberschichten aus dem Norden eingewandert! Die Eiszeit hat mit der Vergletscherung und mit der Entgletscherung des Nordens den ganzen Baustoff der Oberfläche herbeigetragen und allem die heutige Form gegeben. Wir leben auf Moränengeschieben und Schmelzwasserablagerungen. Mitgewirkt haben gewaltig die Urströme, die von der Urostsee am südlichen Eisrand entlang zur Urnordsee flossen, gespeist von den Eismassen Skandinaviens und Finnlands, und andererseits von Süden her aus den verglet-scherten Alpen und Mittelgebirgen.

Die verhältnismäßig nördliche geographische Breite des Gebietes bedingt den Jahreszeitenwechsel. Viel ausgeprägter als der Süden oder Westen erlebt unsere Landschaft den Kreislauf von Frühling, Sommer, Herbst, Winter. Es gibt kaum einen Ruhezustand in dieser Natur, immer nur Übergänge, und jede Stufe prägt sich unmittelbar und unverkennbar deutlich aus. Man erkennt sie immer auf den ersten Blick, man fühlt und denkt sie immer mit. Alles Lebendige war und ist davon abhängig.

Aber eine gewisse Milde und Mäßigung der rhythmisch wiederkehrenden Erkaltung ermöglicht Widerstand des Lebens, erfolgreiche Anpassung und Überwindung. Diese Milde verdankt unsere Urheimat allein dem Golfstrom. Dieser kommt zu uns ebenfalls von Norden herein, auf den Wetterbahnen von Island über die Nordsee uns immer wieder den Naturablauf so eigen günstig und so stetig regelnd, daß wir es fast für selbstverständlich halten. Aber wir wissen, daß unser europäischer Norden dadurch klimatisch ganz anders gestellt ist als die gleichen Breiten in Amerika oder Innerasien.

Eben diese günstige Regel im schnellen Wechsel mußte der hier werdenden Menschenart in dieser Landschaft den urtiefgewurzelten Sinn für Ordnung (Kosmos) und das Gesetz der Arbeit aufprägen. Daraus sind wir geworden, was wir als Rasse sind. Und dies hätten wir auf keinem anderen Boden und in keinem anderen Klima, also in keiner anderen Landschaft, werden können.

Wie müssen uns nun alle Spuren der Eis- und Schmelzzeit (Diluvium), auch aber der wiederaufbauenden und umschichtenden Kräfte der späteren Erdbauzeit (Alluvium) lieb sein, wo wir sie im Antlitz der Heimatlandschaft als ihre grundlegenden Charakterzüge eingezeichnet finden! Und wie ehrfürchtig stehen wir vor den Grabhügeln und Großsteindenkmalen in dieser Landschaft, die uns unmittelbare Kunde geben vom Leben und Geist der nordischen Vorfahren über viele Jahrtausende hinweg! Auch jeder Granitfindling in Wald und Heide und am Meeresstrand ist ja ein buchstäblich nordischer Zeuge. Wir können aber auch ganze Landschaftsbilder noch heute feststellen und müßten sie der Nachwelt, wo irgend möglich, zu erhalten streben, die in weitgehendem Maße an die alten Zustände erinnern, unter denen der nordische Mensch aus dem Dunkel der Vorzeit heranreifte. Übermäßig viele solche Denkmale unseres eigenen Urwerdens gibt es nicht mehr. Die bedeutendsten Urlandschaftsbilder sind wohl fast alle bereits als Naturschutzgebiete nach bester Möglichkeit gesichert.

Diese zu kennen, wenigstens aus Büchern und Bildern, sollte dem rassebewußten Deutschen eine Ehrensache sein. Dem Naturfreund bieten sie die schönsten Reiseziele, es sei an der Ostsee die Kurische Nehrung, das Samland, der Darß, Rügens Kreidefelsen oder an der Nordsee die Insel Sylt oder der Kern der Lüneburger Heide um Wilsede, die Urwälder Oldenburgs, die Maare und Krater der Eifel, der Bayrische Wald oder die herrlichen Alpengebiete des Berchtesgadener Landes und des Karwendels — um nur die größten hier in Erinnerung zu bringen. Aber es gibt noch vieles in dieser Art für uns selbst zu entdecken und zu ergründen.

So fand ich als Maler besonders auf der einzigartigen Insel Sylt eine hohe künstlerische und zugleich heimatkundliche Aufgabe, Charakterlandschaften echt nordischen Gepräges in Bildern festzuhalten, die ihre Wesenszüge zum sichtbaren Ausdruck bringen. Diese zur Kenntnis nicht nur, sondern zum inneren Nacherleben ihres starken Eindrucks weitergeben können Bilder weit besser als Worte. Aus solchem Forschen und Finden entstand mein Buch „Unsere nordische Landschaft" (Verlag C. F. Müller, Karlsruhe). Besonders können farbige, größere Gemälde alles das eindringlich zeigen, worauf es ankommt. Lichtbilder reichen dafür doch nicht aus. Denn es ist vor allem die kosmisch begründete Farbigkeit (nicht etwa krasse Buntheit) der nordischen Atmosphäre als der eigentliche Träger des seelischen Eindrucks in unserer Heimatlandschaft zu erkennen. Erst die Farbigkeit, die immer wechselnde, oft sehr zarte, immer aber aus einem Gesamtzusammenhang, aus Ort und Zeit bedingte „Stimmung" überträgt das Tiefenerlebnis aus der Landschaft auf den Menschen, der dafür empfänglich ist, weil diese nordische Landschaft sein nordisches Wesen bildete. Viel weniger sind es die Dinge an sich und ihre besonderen Formen. Diese wirken nur gerade durch ihre verhältnismäßige Schlichtheit, ihre Stille und oft ihre Vereinzelung im weiten Raum. Der Raum selbst aber, der in der nordischen Landschaft — besonders in der pflanzenarmen Vorzeit — charakteristisch leere Raum, ist allezeit erfüllt von Licht, Farbe, Bewegung des Windes und besonders des Wassers, ja des Wassers in der Luft, wo ein ständiges Schweben und Weben von Dampf und Dunst die Schönheit jeder Tagesstunde und jeder Jahreszeit betont. Das Sonnenlicht wird darin gebrochen, zerlegt in Tönungen, gedämpft, und fast plastisch sichtbar. Niemals bietet sich irgendeine Einzelerscheinung, etwa ein Baum, ein Berg, ein Haus, eine Stadt, ein Fluß, in gleichbleibender, typischer, allgemeingültiger Gestalt (wie im Süden oder Osten), sondern immer in einer Bedingtheit (das heißt aber: Farbtönung) der jeweiligen Zeitumstände. Es geschieht immer etwas, unter dem Wechsel des kosmischen Geschehens gibt es kein ruhendes Sein. Also ist die Landschaft des Nordens dynamisch, nicht statisch. Die Einordnung ist nordische Art. Sie geschieht physisch oder instinktiv in der Landschaft, sie wird mehr oder weniger bewußt im Menschen. Ein nordischer Mensch weiß und fühlt *immer*, daß er eingegliedert steht in dem geregelten Gefüge der großen Ordnung. In der Landschaft der meisten anderen bewohnten Erdteile fehlt diese zwangsmäßig sichtbare Einordnung. Wo der heutige Großstädter auch bei uns vielleicht dieses Wissen um das

Ganze in Zeit und Raum und Lebensrhythmus vergessen hat, ist das eine Verarmung, eine Entartung. Er ist entwurzelt. Die Heimat selbst aber, und in ihr der bewußt nordisch geartete Mensch, lebt aus und mit den nordisch bestimmten Elementarordnungen, die von Island bis an den Kamm der Alpen die Landschaft gestalten.

Wo nun immer diese Kämpfe und Rhythmen in noch echtbewahrter Urlandschaft deutlich vernehmbar zu uns sprechen, da können wir in der „Natur" uns selber finden und an ihr immer wieder gesunden. Darum werden wir immer mehr lieben und ehren und begehren, was uns noch heimatlich blieb. Darum auch hat gerade die nordische Kultur die eigentliche und reine Landschaftsmalerei erfunden und so gewissermaßen mit zu unserem täglichen Brot gemacht. Wir umgeben uns mit Bildern, um an ihnen unsere Seelen mit dem Wesen der Heimat im weiten und tiefen Sinne zu erfüllen. Wir dürfen diese Güter nicht verlieren: das Meer vor allem, seine Wogen und Wolken, seine Stürme und seine Stille, seinen Strand und seine Dünen, dazu das nordische, immer noch urzeitnahe Leben in seinen Häfen und auf seinen Schiffen. Landeinwärts aber sind es die Wälder, Heide und Moor, Seen, Ströme, die uns Heimat bedeuten. Die Melodie der Urzeit grüßt uns am vertrautesten — im Norden, in der Nordmark, an der Nordsee. Und endlich ist das Hochgebirge nicht zu vergessen, welches immer auch nordische Landschaft ist, der Arktis nahe und vielseitig verwandt, vom Klima bis zum Pflanzenwuchs, von der Bodengestaltung bis zu den Wasserwirkungen.

Es gibt noch manches Stück Urlandschaft nordischer Art. Eins aber will ich noch betonen: Am unverkennbarsten und eindrucksvollsten spricht zu uns nordischen Menschen die nordische Landschaft dort, wo sie wirklich einmal Urheimat unserer Rasse gewesen ist. Dort ist für uns heiliges Land: zwischen Nordsee und Ostsee. Aber zumeist an der Nordsee. Hier ist, bis hin zu den Tundren, ja bis hin zur Gletscherähnlichkeit der Wanderdünen und zur kargen, heldischen Kampfform der primitiven Wälder, die unmittelbare Anschauung des Zustandes vom Ureinst uns noch heute geboten.

So fand ich es seit fünfzig Jahren — und sah leider in diesen fünfzig Jahren viel Unersetzbares hinschwinden. In jüngster Zeit hat noch die Notwendigkeit des Krieges viele Opfer von der Heimatlandschaft gefordert.

Immer aber bleibt das Beste noch im gleichen Winkel. Bei gründlichen Vergleichen und Studien drängte sich mir dieser Eindruck sehr deutlich auf: Nach Osten zu läßt der eigentümlich nordische Krafthauch des Meeres schnell und merklich nach. Die zum Kampf fordernde Gewalt des Seewindes, die noch etwa bis zum Darß und Hiddensee die Landschaft prägen kann, verklingt mehr und mehr. Die Großräumigkeit des Ostens ist als solche immer eindrucksvoll, aber weniger bewegt und weniger kraftvoll. Der heldische und kosmische Charakter der Landschaft erklingt dem nordischen Menschen am tiefsten und vollsten und treuesten da, wo seine wirkliche Urheimat mit allen ihren Elementen in Resten ihres Bestandes noch heute lebt — auf der Brücke zum Norden, der deutschen Nordmark.

Kleine Beiträge

Aufgaben und Arbeitsziele des Reichsbundes Deutsche Familie

Die unermüdliche Aufklärungsarbeit der NSDAP. hat besonders in den Jahren nach der Machtübernahme erreicht, daß in den breiten Massen unseres Volkes die Erkenntnis durchgebrochen ist von der Notwendigkeit des gesunden Wachstums unseres Volkes. Glück und Aufstieg eines Volkes hängen nicht ab vom Vorrat seines Goldes, sondern entscheidend von seinem Reichtum an Menschen.

Diese Erkenntnis wird durch die Tatsachen des gegenwärtigen Krieges besonders erhärtet. Der vollständige Zusammenbruch des französischen Volkes zeigt eindeutig, wohin es führt, wenn ein Volk unaufhaltsam den Weg des Volkstodes beschritten hat. Marschall Pétain sagte es selbst am Tage der Regierungsübernahme in seiner Rundfunkansprache: „Wir haben zu wenig Kinder!"

Der Blick nach dem Osten zeigt umgekehrt die große Gefahr, die nicht nur Deutschland, sondern mit ihm ganz Europa droht in der ungeheuren Fruchtbarkeit der slawischen Völker, insbesondere der sowjetischen Völkermassen. Nur die Leistungstüchtigkeit der Soldaten Deutschlands und seiner Verbündeten hat den drohenden Vernichtungsansturm der bolschewistischen Massen zurückzuschlagen vermocht.

Der Reichsbund Deutsche Familie hat seit Jahren als Kampfbund für den Kinderreichtum Deutschlands sich fest in das Aufgabengebiet der Partei gestellt. Freiwillig haben sich Hunderttausende von kinderreichen Familien in diesem Bunde zusammengeschlossen, um durch ihr Beispiel und ihr Vorleben allen erbtüchtigen Volksgenossen, die ihr Volk lieben, Mahnung zur Nacheiferung zu sein. Der Reichsbund ist sich klar darüber, daß das ewige Leben unseres Volkes wie die Erfüllung der Führungsaufgaben Deutschlands in der Zukunft nur dann gesichert sind, wenn alle erbtüchtigen Volksgenossen sich verpflichtet fühlen, um des eigenen Glückes wie des Wohlergehens unseres Volkes willen eine Vollfamilie zu gründen. Die Masse allerdings allein ist nicht entscheidend, denn kein Mensch wird bestreiten, daß Deutschland gerade zur Lösung der Führungsaufgaben in Zukunft sehr viel Könner nötig hat. Der Reichsbund trägt seit jeher dem Wert der Menschen und seiner Leistung im Leben Rechnung. Ausgeschlossen von der Mitgliedschaft werden alle Erbkranken und Gemeinschaftsunfähigen, die ja auch nur eine Belastung für unser Volk darstellen. So werden alle Aufnahmesuchenden nach einem von Partei und Staat gebilligten Verfahren gesichtet. Durch Erhebungen über den Leumund, die fehlende Kriminalität, politische Zuverlässigkeit, deutschblütige Abstammung, die Ordnung des Familienlebens und durch die Auswertung der erbbiologischen Erhebungen der Gesundheitsämter wird ein plastisches Bild vom Erb- und Gemeinschaftswert des Betreffenden gewonnen und hiernach die Mitgliedschaft gewährt oder versagt. Der Kreis der Mitglieder ist in den letzten Jahren insoweit erweitert worden, als nicht nur kinderreiche Familien mit

vier und mehr Kindern Aufnahme finden können, sondern auch Jung- und Aufbaufamilien, die ihre biologische Leistung noch im vollen Umfange vor sich haben. Sie sollen in ihrem Willen zum Kinderreichtum bestärkt werden durch das Beispiel der anderen Mitglieder, die schon kinderreich sind. Auch Unverheiratete können in einer gewissen Zeitspanne ihres Lebens die Mitgliedschaft erwerben, wenn sie sich in ihrer Anschauung zum familienhaften Denken des Reichsbundes bekennen und ihre Lebensführung dieser Anschauung entspricht. Hiermit ist der Weg geöffnet für eine gesteuerte Gattenwahl unter den Unverheirateten mit dem Ziel der Aufartung unseres Volkes.

Eine wesentliche Aufgabe sieht der Reichsbund in der Führung der von ihm erfaßten Familien im nationalsozialistischen Geiste. In Mitgliederversammlungen und in Sippenstunden werden im größeren oder kleineren Kreise die Mitglieder angeregt, Familienforschung und Familienpflege nach deutscher Art und Sitte zu treiben. Das vom Reichsbund bearbeitete und von der Partei herausgegebene Familienbuch dient als Grundlage für die Weckung der Freude an der Erforschung der Geschichte der eigenen Familie und Sippe. Durch die unter Anleitung durchgeführte gründliche Ausfüllung dieses Familienbuches wird zahlreichen Mitgliedern die Ahnengleichheit mit anderen Volksgenossen sichtbar gemacht. Sie erkennen ihre Blutsgemeinschaft mit unzähligen Volksgenossen, und die Volksgemeinschaft erscheint ihnen als eine auf naturgesetzlichen Erkenntnissen beruhende notwendige Folge. Es erwächst das sichere Gefühl, daß nur gleichgerichtete Blutströme die festgeschlossene Nation bilden können und das Einsickern fremdvölkischen Blutes die Volksgemeinschaft gefährdet.

Die helfende Betreuung der Mitglieder beschränkt sich darauf, daß den schuldlos in Bedrängnis geratenen wertvollen Familien Wege gewiesen werden, auf denen entsprechende Hilfe zu erwarten ist. Der Reichsbund lehnt es ab, seinen Mitgliedern selbst materielle Hilfe zu gewähren. Es besteht dafür auch kein Bedürfnis, da die gesichteten Mitgliedsfamilien zum überwiegenden Teil zu den Menschen gehören, die aus eigener Kraft ihr Lebensschicksal meistern wollen. Ausdrücklich wird in den Satzungen darauf hingewiesen, daß die Mitglieder vom Reichsbund keine materielle Hilfe zu erwarten haben. Hierdurch werden von vornherein Gemeinschaftsunfähige abgeschreckt.

Die Organisation wird getragen von etwa 20 000 ehrenamtlichen Mitarbeitern, die aus reinem Idealismus neben ihrer anstrengenden beruflichen Tätigkeit sich für die Arbeiten des Reichsbundes zur Verfügung stellen. Auf diese Weise ist es möglich, nur mit einer ganz geringen Zahl hauptamtlicher Mitarbeiter auszukommen.

Die Mittel für die Organisation werden durch geringe Beiträge der Mitglieder aufgebracht, die den Einkommensverhältnissen angepaßt sind. Betreut wird der Reichsbund durch das Rassenpolitische Amt (Reichsleitung) der Partei. Das Rundschreiben Nr. 218/35 aus dem Braunen Haus an die Reichsleiter und Gauleiter bezeichnet den Reichsbund als „politisch erwünscht, in dem gesunde und geordnete kinderreiche Familien als Vorbild sich zusammenschließen, für den Gedanken des Kinderreichtums werben und gleichzeitig den Behörden und Dienststellen gegenüber aus

der Praxis heraus Anregungen für die Maßnahmen geben, die erforderlich sind, wenn in Zukunft die kinderreiche Familie wirklich die Stelle einnehmen soll, die sie in den Augen des Nationalsozialismus verdient. Ich bitte daher, die Arbeit des Reichsbundes seitens der Partei tatkräftig zu fördern." In der Obhut der Partei ist die Gewähr gegeben, daß der Reichsbund nicht absinken kann zu einem eigensüchtig eingestellten Interessenklüngel, und er als Endziel seiner Bestrebungen immer das ganze Volk und nicht den einzelnen Kinderreichen sieht. So stellt der Reichsbund Deutsche Familie die natürliche Gefolgschaft der Parteistellen dar, die sich mit praktischer Bevölkerungspolitik befassen. Anregungen aus dem Kreis dieser Gefolgschaft sind von höchstem Wert, weil sie sich nicht auf Lehrmeinungen, sondern auf Taten stützen und als Stimmen der Besten gelten können, die auch in schwierigster Zeit ihre gesunde Erbmasse dem Volke in einer ausreichenden Kinderzahl erhalten haben. Der nationalsozialistische Staat hat durch zahlreiche Maßnahmen schon bewiesen, wie ernst es ihm damit ist, eine günstige Umwelt zu schaffen für die deutsche erbgesunde kinderreiche Familie. Die Vollendung des größten Gemeinschaftswerkes aller Zeiten in Deutschland wird erst nach dem Siege möglich sein; bevölkerungspolitische Gesichtspunkte werden hierbei eine ausschlaggebende Rolle spielen.

Robert Kaiser

Die nordisch-germanische Herkunft der Alemannen

Mit 7 Bildern auf 2 Tafeln

Die am weitesten nach Süden vorgedrungenen Alemannen leben in den Alpen, und gerade dort geht noch die Sage von der nördlichen Herkunft des Volkes. Schiller läßt in seinem „Wilhelm Tell" den erfahrenen Stauffacher sagen:

„Es war ein großes Volk, hinten im Lande
Nach Mitternacht, das litt von schwerer Teurung.
In dieser Not beschloß die Landsgemeinde,
Daß je der zehnte Bürger nach dem Los
Der Väter Land verlasse. — Das geschah.
Und zogen aus, wehklagend Männer und Weiber,
Ein großer Heerzug, nach der Mittagsonne,
Mit dem Schwert sich schlagend durch das deutsche Land,
Bis an das Hochland dieser Waldgebirge."

Die alte Stammessage gewinnt Farbe und Leben, wenn wir die urgeschichtlichen Funde sprechen lassen. Man hat erkannt, daß den Alemannen, die im 3. Jahrhundert im Kampf gegen die Römer standen, besondere Formen der Töpferkunst, der Waffen und der Grabgebräuche eigen sind, Merkmale, die dem Forscher in etwas früherer Zeit auch bei den Elbgermanen begegnen. Friedrich Maurer, Professor der ger-

manischen Philologie an der Universität Freiburg, gibt in seinem Buch „Nordgermanen und Alemannen" einen Überblick über die vorgeschichtlichen Funde im germanischen Raum, denen er die Ergebnisse der Sprachwissenschaft an die Seite stellt. Man ersieht aus seinen Darlegungen, daß sich die Elbgermanen (an der mittleren Elbe, an Spree und Havel) zur Zeitwende und nachher noch als eine Kultur- und Sprachgruppe scharf gegen die umwohnenden germanischen Völker abheben, also gegen die Nordgermanen, die Ostgermanen, die Nordseegermanen und die Weser-Rheingermanen. Die Hauptmasse der Elbgermanen sind die Semnonen, Hermunduren, Langobarden, Markomannen, Quaden und Cherusker. Zu den Ostgermanen gehören die Goten, Vandalen und Burgunder, zu den Nordseegermanen die Sachsen, Angeln und Friesen, zur Gruppe der Weser-Rheingermanen die Chatten, Brukterer und Franken. Die genannten Stammesbegriffe sind indes nicht zeitlich gleichzusetzen, z. B. erscheint der Name Franken erst, nachdem der Name Cherusker längst verschwunden ist.

Die römischen Schriftsteller, insbesondere Tacitus, nennen uns auch große germanische Kultverbände, die sich durch gemeinsame religiöse Gebräuche verbunden fühlten. Die Elbgermanen, für die wohl auch der Name „Sueben" angewandt werden darf, gehören zu den Irminonen (Hermionen). Die Nordseegermanen decken sich ungefähr mit den Ingväonen, sie verehren den Gott Ing oder Ingwi, den späteren Freyr. Die Nordwestgruppe (Rhein und Weser) wird als Istväonen zusammengefaßt, einen Gott Istwi kennt man weiter nicht. Von den Semnonen, die als Muttervolk der Alemannen aufzufassen sind, berichten die Römer noch anderes, z. B. daß ihr König Masyos so dringend wünschte, den gewaltigen Kaiser Domitian zu sehen. Im Jahr 91 oder 92 wagte der Germanenfürst die weite Reise von seinen brandenburgischen Wäldern nach Rom, wo ihn der Kaiser freundlich empfangen haben soll.

Von den Elbgermanen haben sich ums Jahr 200 die Alemannen losgelöst, sie werden im Jahr 213 als Roms Feinde erstmalig genannt und scheinen zunächst einen losen Verband, eine Wehrgemeinschaft gebildet zu haben. Etwa gleichzeitig verschwindet der Name der Semnonen, ein Zeichen dafür, daß diese größtenteils in den Alemannen aufgegangen sind. Deren Töpferwaren, Fibeln und Grabsitten zeigen elbgermanische Herkunft an. Die zahlreichen Gräber der Alemannen zur Völkerwanderungszeit zeigen Skelette nordischen Gepräges, eine Tatsache, auf die in einem besonderen Aufsatz eingegangen werden soll.

Friedrich Maurer weist mehrfach auf die engen sprachlichen Beziehungen zwischen Elbgermanen und Nordgermanen hin und betont, daß die beiden Gruppen lange einen gewissen Zusammenhang bewahrt hätten. So erklärt es sich, daß bei den Alemannen auch Worte nord- oder altgermanischen Ursprungs sich haben halten können. Ohne Maurer aufs sprachwissenschaftliche Gebiet folgen zu wollen, nennen wir einige Parallelen: chrumme = Vieh einpferchen, in Wallis, Graubünden und (früher) im Hochschwarzwald (Schluchsee) — dänisch: kramma, schwed.: krama, engl.: cram. Chilt = Abendzusammenkunft (jetzt („z'Liecht") in der Schweiz, im

1

2

3

4

5

6

Rassetypen aus dem alemannischen Bereich

1—3: Vorwiegend nordische Züge. 4: Nordisch-fälisch mit ostischem Einschlag (häufig zu beobachtende alemannische Erscheinung) 5: Ostisch mit fälischen Zügen. 6: Ostisch

Aufn. Albrecht, Badenweiler

Rassetypen aus dem alemannischen Bereich

Die Konfirmanden des Dorfes Retberg im Markgräflerland
Die noch nicht ganz erwachsenen Jugendlichen zeigen überwiegend nordische Merkmale. Die Mädchen tragen die Markgräfler Tracht

Elsaß; in Baden 1900 noch nachgewiesen — schwedisch dasselbe Wort Hammem[1]) = Schinken (alemannisch) — englisch: ham. Chrüsli[1]), der kleine Krug (alemannisch) — schwed.: krus: Das Wort Seife wird fast im ganzen alemannischen Sprachgebiet wie Seipfi ausgesprochen, als Fortsetzung eines altgermanischen Seipjon. — Gewisse gotisch-alemannische Sprachähnlichkeiten führt Maurer auf die Zeit zurück, da die Goten sich noch nicht von den Nordgermanen getrennt und die Elbgermanen noch enge Fühlung mit dem Norden hatten. Nordwestdeutsch-alemannische Beziehungen sind kaum nachweisbar; der Begriff „Westgermanen" wird aus vielen Gründen abgelehnt.

Wir fassen zusammen: Zwischen den Jahren 1200 und 800 vor der Zeitwende erfolgt die sprachliche Aufspaltung des Germanentums, die ersten Ostgermanen sondern sich aus. Im 6. vorchristlichen Jahrhundert, spätestens 500, stößt eine Völkerwelle aus Dänemark nach Süden vor und wird zu den Elbgermanen. Das Nordgermanentum entwickelt sich selbständig weiter, aus ihm werden um 100 v. d. Zw. die Vandalen geboren, um die Zeitwende die Goten. Um 400 v. d. Zw. erscheinen die ersten Germanen an der böhmischen Grenze, in 3. Jahrhundert werden die Kelten aus Thüringen vertrieben. Die Elbgermanen, aus Semnonen, Hermunduren, Langobarden, Markomannen und Quaden bestehend, halten noch lange die Verbindung mit den Nordgermanen. Man kann die genannten Stämme auch unter dem Namen Irminonen oder Elbsueben zusammenfassen; Teile von ihnen erreichen ums Jahr 100 v. d. Zw. den Rhein und Main sowie das nördlichste Baden, überschreiten im Jahr 72 unter dem Führer Ariovist den Rhein und kämpfen unglücklich in der Schlacht bei Mülhausen gegen die Römer (58 v. d. Zw.). Ariovists Sueben sind Badens erste germanische Siedler (wenn man vom kurzen Aufenthalt der Kimbern absieht), sie gehen im Kelten- und Römertum unter. — Von den Elbgermanen spalteten sich vor der Zeitwende auch die Markomannen ab, sie besetzten Böhmen im Jahr 8 v. d. Zw. Die Langobarden, die ursprünglich weit nördlich saßen (Hamburg bis Stendal), setzten sich auch in Bewegung, sie kämpfen 166 n. d. Zw. an der Donau, ziehen dann bis Schlesien und Polen und gründen 568 ihr oberitalienisches Reich.

Im 2. nachchristlichen Jahrhundert bildet sich der Wehrverband der Alemannen und verdrängt vorübergehend den Namen „Sueben", der später in der Form „Schwaben" wieder auftaucht. Zäh und unverdrossen kämpfen die Alemannen als Wegbereiter des germanischen Gedankens gegen Rom, bis sie nach Überwindung des Grenzwalls (260) Württemberg und Baden und im 5. Jahrhundert das Elsaß und die Schweiz besiedeln können. Ihr Wanderweg war nicht so lang wie der der Langobarden oder gar der Vandalen, die ja in Afrika ein Reich gründeten. Aber dafür trägt der alemannische Raum kerndeutsches Gepräge, und manche Wesenszüge des Stammes werden jetzt, wo wir dessen Herkunft kennen, verständlicher sein.

Ernst Scheffelt

1) Diese Wortbeispiele sind vom Verfasser eingefügt.

Der Chinese und die europäische Kultur

Wir haben in unserem Leben gesehen, wie in immer steigendem Maße europäische Kultur in China eingedrungen ist und in dem Riesenreich ungeheure Erschütterungen hervorrief. Der Chinese hat im Gegensatz zum Japaner die Errungenschaften der weißen Rassen noch nicht sich innerlich zu eigen machen können.

Jeder Mensch spricht auf ihn eindringende Ereignisse anders an. Und zwar so, wie es mit den Gegebenheiten seines Blutes im Einklang steht. Im gesamten gesehen, wird also ein Volk, das rassisch einheitlich ist, auch einheitlich auf alle es betreffenden Ereignisse antworten. Man kann mit Recht behaupten, daß *das rassisch begründete Wertgefühl des Chinesen* ebenso wie das der meisten anderen asiatischen Völker ursprünglicher, unverkrüppelter, dem Erdboden näher ist als das unsrige. Das Eindringen der europäischen Kultur mit der Eisenbahn, dem Dampfschiff, dem Motor, der Elektrizität wurde von der breiten chinesischen Masse als volksfremd, als ungehörig empfunden. Denn wozu, überlegte sie, braucht man eine Eisenbahn, wenn man menschliche Träger, Karren, Tiere, Sänften, Dschunken und Kamelkarawanen genug hat, um Menschen und Waren bewegen zu können. Die Entwicklung dieses unerhört geheimnisvollen gelbrassigen Riesenreiches, das seit alten Zeiten in Europa für die Herstellung erstklassigen Porzellans, Tees und hervorragender Seidenwaren und Lackmöbel bekannt war, wurde in den letzten achthundert Jahren von seinem völkischen und rassischen Kraftbereich zwischen der alten Hauptstadt Peking und der Mündung des Pei-Ho gesteuert. Peking, die Hauptstadt des Nordens, war der geistige, der wirtschaftliche und der politische Mittelpunkt eines ganzen Erdteils. Man kann ruhig sagen: Von Peking aus gingen alle Fäden bis ans Ende der den Chinesen bekannten Welt. Darum nannten diese ihr eigenes Land das „*Reich der Mitte*". Ihr Machtgebiet war eben die „Welt". Alle Anwohner: Die Japaner, die sibirischen Stämme, die Völker in der westlichen Halbinsel Asiens, die wir Europa nennen, waren „Barbarenvölker"; man betrachtete alle als von Natur aus untertänige Völker, die dem Kaiser auf dem Drachenthron allein schon deswegen untertan sein und Tribute leisten mußten, weil sie an Bildung tief unter den Chinesen standen. Die Chinesen ihrerseits ließen die höchste Verwaltungsspitze ihres an sich gemeinnützig geleiteten Volkes in die „göttliche Nähe", d. h. in die des Kaisers, reichen. Sie nannten den Kaiser „den Gelben", den „Sohn des Himmels". Er war der Mittler zwischen dem allmächtigen, belohnenden und strafenden Himmel und den Millionen und aber Millionen der armen Erdenbewohner.

So war den Chinesen das Größte gelungen, was Völkern, die sich zum Gemeinschaftsleben zusammenschließen, selten gelingt: Die unbedingte Unantastbarkeit der obersten Leitung. Aus diesem großen Gedanken heraus war der Einbruch der Fremden und ihrer Kultur eine Verletzung der Gottheit, des höchsten Gedankens, den Men-

schen überhaupt zu fassen vermögen. So wurden die Versuche der Fremden, das in sich geschlossene und nach außen abgeschlossene China aufzubrechen, als räuberische Einfälle und als verbrecherische Untaten empfunden und auch allgemein so bezeichnet.

Sechzig Jahre lang dauerte bereits dieser Abwehrkrieg, bis die europäische Welt mit ihrem riesigen militärischen Einbruch in China im Sommer 1900 siegte. Als der kaiserliche Hof floh, stürzte die Gottheit und damit das große Reich der Mitte aus seinem höchsten Erfüllungstraum in den Wirrwarr, den wir heute noch sehen.

Diese Ereignisse sind nun über ein Menschenalter her. Heute lesen und hören wir Zeitgenossen durch den Telegraphen und durch den Rundfunk täglich, fast stündlich die großen und kleineren Ereignisse aus China, so daß sich heute die Menschen in allen vier Erdteilen außerhalb Asiens einen vollen Begriff dessen machen können, was in diesem gewaltigsten, geschlossenen und einheitlichen Bereich der Erde wirklich vor sich geht.

Die Boxerrevolution war der letzte rassisch gesteuerte Versuch des chinesischen Menschen gegen den europäischen Angriff, ein Volk, das fast einen Erdteil bewohnt, in die Fesseln der weißen Kultur zu schlagen. Als im Jahre 1898 von europäischen Mächten den Chinesen zum nicht verstandenen Nutzen ihres eigenen Landes der Bau einer Eisenbahn nach Peking aufgezwungen wurde, fanden diese ihr Wertgefühl, das eines ackerbauenden Volkes, beleidigt. Der Chinese hat aus seinem Blut heraus kein Verständnis für ihm ungemütlich erscheinende schnelle Erledigungen einer Arbeit, er möchte im gewohnten Trott seiner Väter weiterarbeiten, und hygienische Anforderungen sind ihm höchst unbequem. Deshalb brach 1900 der Boxeraufstand aus, jener große Kampf der chinesischen Rasse gegen die Maschine, gegen europäischen Geist an sich. Diese sonst so gutartigen, unterwürfig freundlichen Menschen tobten wie Wahnsinnige, schändeten, plünderten und mordeten. Sie zeigten eine maßlose Wut gegen den Schienenstrang, zerstörten nicht nur alle Bauten, sondern verschleppten auch das letzte Stückchen Eisen und Holz weit ins Land hinein. Es war ein wilder Protest, ein Aufbäumen des chinesischen Menschen gegen ihm fremde kulturelle Einflüsse.

Die Chinesen und ebenso die Inder und Siamesen (jetzt Thailänder genannt), die Koreaner, die Mongolen und all die anderen seßhaften und wandernden Stämme und Völker Asiens sind der Erde noch so eng verbunden, haben den zur Verfügung stehenden Raum derart aufgeteilt, daß jeder restlos mit diesem und in diesem mit ganzer Seele lebt. Alle diese Völker betrachten irgendwelche Naturereignisse als gottgesandt und unabwendbar. Der Begriff der Hungersnot, der Überschwemmung ist ihnen gar nicht furchtbar. Wenn Millionen während eines solchen Ereignisses hinweggerafft werden, so ist dies eben deren Schicksal, dem man nicht entweichen kann. Wenn aber fremde Menschen kommen und das Verhältnis zwischen dem Boden und seinem Bebauer, zwischen der Arbeit und deren Ergebnis stören, so wird das als ein Eingriff in das Recht der höchsten Macht aufgefaßt, die wohl allgütig, aber

nach dem Glauben des Chinesen auch ebenso unbarmherzig sein darf. Als die Fremden die Eisenbahn bauten, da verloren drei Millionen fleißiger, einfacher, nüchterner Chinesen ihr Brot. Die gesamten Herbergen verödeten, ganze Dörfer, große Städte, die vom Transport, von der Versorgung der Reisenden lebten, wurden zum Tode verurteilt. Tausende von Eseln, Ponys, Maultieren und Kamelen standen herum, die von ihren Herren nicht mehr nutzbringend eingesetzt werden konnten und deshalb für ein Schindgeld verschleudert werden mußten. Die Sänften, die Karren, die Dschunken zerfielen. Der rotglühende eiserne Drache der Fremden, die Eisenbahn, fraß alles. Da bäumten sich die Millionen auf und zerstörten in Unkenntnis der fremden militärischen Machtmittel, die sie selbst nicht hatten, das unglückbringende Werkzeug der „fremden Teufel", die Eisenbahn. Die Fremden brachen nun mit Gewalt ein und setzten dieses Beginnen fort — fast ein ganzes Menschenalter lang. In dieser Zeit haben sich die Chinesen gegen die fremden Waffen mit ihren eigenen schwachen Mitteln gewehrt und sind immer wieder der fremden Technik unterlegen. Ihr Widerstand wurde schließlich schwächer und schwächer, ihr Selbstvertrauen nahm ab. Ihre Moral zerfiel, und ein allgemeiner Wirrwarr schien das letzte Ergebnis zu sein.

Furchtbare Bürgerkriege brachen aus, von fremdem Geld geschürt, und immer weiter brach sich die europäische Technik Bahn. Wir Deutsche haben China nicht vergewaltigt, sondern in freien Verträgen mit ihm zusammengearbeitet, schon durch den Versailler Schandvertrag gezwungen, der uns aller Ausnahmerechte der europäischen Völker in China für verlustig erklärte.

Tschiangkaischek will nach japanischem Muster das chinesische Volk eisern zusammenfassen und die Errungenschaften der weißen Kultur sich derart eingliedern, daß das chinesische Leben weiterhin Ausdruck der chinesischen Rasseneigenarten bleibt. Er hat hierbei jedoch von Anfang an lebhaftesten Widerstand in den eigenen Reihen gefunden und hat vor allem auf die falsche Seite gesetzt. Da Japan vorbildlich gezeigt hat, wie ein asiatisches Volk sich die Segnungen der Kultur des weißen Mannes aneignen kann, ohne seine rassisch bedingten Eigenheiten aufgeben zu müssen, erscheint es von der Geschichte geradezu dazu berufen, China unter seine beratende Führung zu stellen, da dieses eine solche Eingliederung selbst nicht ohne Gewaltsamkeiten fertigbringt. Viele Chinesen haben dies erkannt und sich deshalb auf die japanische Seite gestellt. Das Wesen Asiens ist immer wieder der Ausgleich, die Verständigung. Der Asiate hat immer gewußt, daß keine Bäume in den Himmel wachsen. Er weiß auch, daß sich der Bambus zur Erde neigt, wenn der Sturm über ihn hinweggeht. Er weiß aber auch von dem Sichwiederaufrecken des Bambus, wenn der Sturm vorüber ist. Aus diesem Wissen heraus sind die Völker Asiens, auch die Chinesen, biegsam. Auf die Dauer werden sich deshalb Chinesen und Japaner einigen, wie sich auch die Chinesen mit den Mandschu geeinigt haben.

Sie werden sich wohl eher finden als es dem Chinesen möglich ist, seinen rassisch ererbten Widerwillen gegen ein Übernehmen europäischer Kultur aufzugeben.

Wir Deutschen achten die Eigenarten jedes fremden Volkes, jeder fremden Rasse, auch die des Chinesen, und möchten nur hoffen, daß Tschungking-China bald seinen falschen Weg erkennt, der es im Gegensatz zu seinen rassischen Notwendigkeiten in die Klauen des Bolschewismus und der internationalen Plutokratie jüdischer Prägung geführt hat.

W. Brehm

Film und Rassenbiologie

Bei der Rolle, die sich der Spielfilm im Volksleben erobert hat, wäre es wünschenswert, wenn seine Urheber und Hersteller sich noch mehr als bisher darum bemühen wollten, der rassischen und biologischen Wirklichkeit und den Forderungen zu entsprechen, die sich aus ihr ergeben. Kein Zweifel, daß der deutsche Film heute auf beachtlicher Höhe steht; das hindert aber nicht daran, Wünsche für weitere Ausgestaltung und Vervollkommnung nach der rassenbiologischen Seite hin zu äußern, besonders im Hinblick darauf, daß der Film erzieherisch und weltanschaulich beeinflussend auf einen großen Teil der Volksgenossen einzuwirken berufen ist.

Praktische Rassenbiologie muß sich vor allem nach zwei Seiten hin ausrichten: zu rechter Auslese in bejahendem und verneinendem Sinne und zu überwiegender Vermehrung erwünschter Erbstämme. Dazu gehört nun, daß man sich immer stärker eigener Rassenwerte bewußt wird und sie bei anderen erkennen lernt, d. h. also, daß man besser sehen lernt, damit aus diesem Sehen auch das richtige Wählen hervorgehe. Die Blindheit für Rassenwerte ist noch immer erschreckend verbreitet; in weiten Kreisen unseres Volkes gilt Mensch noch immer gleich Mensch, und mag er die Zeichen der Minderwertigkeit, ja, Verworfenheit, noch so deutlich an der Stirn tragen.

In Hinsicht auf Rassendarstellung ist der Film seiner Aufgabe ziemlich ausreichend nachgekommen. Seine „Helden" und „Heldinnen" entsprechen im allgemeinen unseren Rassenidealen, wenn die Spielleiter ihr Augenmerk auch meist mehr auf das Charakteristisch-Interessante und Pikante als das Rassisch-Entscheidende richten. Die Gegentypen der „Bösewichte" lassen ebenso nicht viel zu wünschen übrig. Aber etwas mehr Folgerichtigkeit möchte doch in vielen Fällen anzuraten sein.

Da fällt uns besonders auf, wie oft schöne, reizende und begehrenswerte Wesen dargestellt werden, deren Eltern, Vater oder Mutter, wahrhaft abschreckende Scheusale sind. Ist das nicht ein grober Verstoß gegen die biologische Wahrheit? Der Volksmund sagt: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme! und die Vererbungslehre bestätigt die Volksweisheit. Ein verliebter Fant, der den alten Gemeinplatz, der darum nicht richtiger wird, neu prägt: Ich heirate ja nicht den Vater oder die Mutter, sondern die Tochter! wird sich bestimmt arg in die Nesseln setzen. Deshalb sollte der Film, um den gläubigen Zuschauer vor Schaden zu behüten, die Gesetzmäßigkeit und Unentrinnbarkeit der Vererbung eher zu sehr betonen als verflüchtigen.

Ein weiterer empfindlicher Fehler ist der, daß das Kind im Film eine recht vernachlässigte Rolle spielt. Immer und ewig dreht es sich um das „Sich-Kriegen", während es

doch ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger wäre, vom „Sich-Haben" zu zeugen. Wie dankbar wäre die Aufgabe, vor unseren Augen auch die Früchte der, bisher meist leider so tauben, Liebesblüten heranwachsen und reifen zu lassen, zu zeigen, wie Liebe ihre wahre Erfüllung erst im Kinde findet, welches Glück Eltern an ihren Kindern erleben, wie der Kinderreichtum nicht nur Last, sondern vielmehr Segen bedeutet, ja, unter natürlichen Verhältnissen sogar mehr als erwünscht, geradezu wirtschaftliche Notwendigkeit ist.

Die Bearbeitung dieses Gebietes wäre um so mehr zu empfehlen, als Kinderszenen bei den Zuschauern stets und bestimmt dankbare Aufnahme finden. Da unser völkisches Dasein mit der Fruchtbarkeit der Ehen steht und fällt, ist die Einbeziehung bevölkerungspolitischer Stoffe für den Film unerläßlich. Man darf dem Geschmack und Geschick unserer Spielleiter getrost vertrauen, daß sie auch auf diesem Gebiete Erfreuliches hervorbringen würden.

Wo bisher Kinder im Film auftraten (z. B. in „Ein Leben lang" mit Paula Wessely oder in „Auf Wiedersehn, Franziska" mit Marianne Hoppe), da fehlte es am eigentlichen Zusammenleben, indem die Väter sich erst nach beträchtlichen Umwegen zu den Ihren zurückfanden. Wir warten auf mehr Filme der Gattung, die *erfülltes* Familienleben mit vollem Bewußtsein in den Mittelpunkt rücken. Ansätze dazu gibt es ja auch schon. Man sehe sich aber weiter in unserem Schrifttum um, das so zahlreiche und gehaltvolle Darstellungen beglückter Jugenderlebnisse darbietet (um nur *ein* klassisches Beispiel zu nennen: Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes"!). Hier eröffnet sich ein Feld, das unendlich ist und ungeahnte Erträgnisse liefern kann, zum besten unserer Rasse und unseres Volkes.

M. O. Johannes Rädlein

Neue Bücher

Seelenlehre

Von Hans Burkhardt

Als wichtige Neuerscheinung sind zu begrüßen die ergebnisreichen in Buchform vorliegenden Untersuchungen von Walter Rauschenberger über die „Erb- und Rassenpsychologie schöpferischer Persönlichkeiten"[1]). Verf. hat hier neben einigen neuen Beiträgen verschiedene in rassenkundlichen Zeitschriften verstreut vorliegende Aufsätze zusammengefaßt. Auf dem Gebiete der Genieforschung, soweit sie sich mit Fragen der Erb- und Rassenkunde kreuzt, ist Verf. als führend anzusehen, da er wie wenige andere dem heutigen Stand unserer lebenskundlichen Einsichten Rechnung trägt und sowohl mit der erforderlichen Vielseitigkeit der Neigungen und des Wissens wie mit dem solchen Fragen gegenüber notwendigen Gefühl der Vorsicht und der Ehrfurcht seine Untersuchungen durchführt. Besonders breite Forschungsunterlagen kann er über Goethe vorlegen. Von elf weiteren von ihm behandelten schöpferischen Männern werden in ausgezeichneter Weise insbesondere Beethoven, Schubert und Nietzsche dargestellt. Einige Aufsätze über die Beziehung der in Deutschland vorkommenden Rassen zu bestimmten Ge-

1) Jena, G. Fischer 1942. 318 S. Geh. 18 *RM*, Lw. 19,50 *RM*.

bieten geistigen und künstlerischen Schaffens finden sich angefügt.[2])

Es liegt in der Natur der Sache, daß Ergänzungen und Erweiterungen denkbar sind. Etwas störend empfindet man es, daß an einzelnen Stellen neben dem wissenschaftlich Gesicherten auch weniger klare Vorstellungen über Umwelt und Erbe erörtert und in die Darstellung so eingeflochten werden, daß der Sachunkundige das Gesicherte von dem weniger Gesicherten oder Fragwürdigen nicht immer unterscheiden kann. Doch sind Mängel in dieser Richtung nicht so schwerwiegend, daß es notwendig wäre, hier auf Einzelheiten einzugehen. Im ganzen erweist sich die Art, wie Verf. den einzelnen Wesenszügen nachspürt, die bei Vorfahren oder Seitenverwandten der genial Begabten sich finden, und wie er ihre Auswirkungen im Gesamtrahmen der Persönlichkeit des genial Begabten untersucht, als glücklich und ertragreich. Zahlreiche mit zweifellos großem Müheaufwand beschaffte Bilder dienen der unmittelbaren Anschauung. Immer wieder gelingt es dem Verf. zu zeigen, wie eine nach möglichst verschiedenen Richtungen hin begabte und zugleich auch wegen des Gegenteiles von Inzucht (geringer Ahnenverlust!) besonders zahlreiche Vorfahrenschaft für das Auftreten genialer Begabungen von ausschlaggebender Bedeutung ist. Erfreulich ist in dem Buche auch die sehr klare Handhabung des Rassebegriffes. Verf. legt die seit Günther u. a. vorherrschend gültig gewordene Einteilung der Rassen Europas zugrunde. Seine Untersuchungsergebnisse veranschaulichen die unbedingte Brauchbarkeit dieser Einteilung. Ohne daß Verf. sich mit strittigen Fragen der Erbseelenkunde ausdrücklich auseinandersetzt, geht ferner aus seinen Untersuchungen überzeugend hervor, daß in der Tat eine bemerkenswerte Übereinstimmung gefunden wird zwischen den körperlichen und den seelischen Rasseeigentümlichkeiten der einzelnen von ihm untersuchten schöpferischen Menschen.

In das Reich der Mütter, in Hintergründe des seelischen Lebens unseres Volkes führt uns Rudolf F. Viergutz, der ein Buch „Von der Weisheit unserer Märchen“[3]) vorlegt. Märchen sind, wie er sagt, die Traumgesichte der Volksseele. Sie sind uns unentbehrlich für eine Wiedergeburt deutschen Volksglaubens, weil aus ihnen ein tiefes Wissen vom Gang des Lebens, von den wahren Werten und von den verborgenen seelischen Kräften, die der glückhafte Mensch in sich trägt, spricht, ein Wissen, das älter ist als Worte und Begriffe und das daher nur in Sinnbildern ausdrückbar ist. Die vorliegende Untersuchung ist in sich geschlossen und abgerundet. Für die Auswertung des Märchens für die vergleichende Rassenseelenkunde bleibt freilich noch viel zu tun übrig. Daß hier der Forschung noch ein weites Neuland offensteht, zeigt die schöne Arbeit von Konrad Zucker: „Über den Wert der Märchen und Sagen für die Rassenpsychologie“.[4])

In einem kleinen handlichen Buch: „Wille und Drang“[5]) gibt Rudolf Hauser mit viel Geschick einen Überblick über eine Reihe von Kernfragen der seelenkundlichen Wissenschaft. Es gelingt ihm, schwierige Fragen und Zusammenhänge vereinfacht und mit klaren Worten so darzustellen, daß auch der Nichtfachmann sich gut unterrichten kann. Alles, was er bringt, ist gut überlegt, sachlich und zuverlässig. Er handelt von den wesentlichen Strebungen im Seelenleben im allgemeinen und von der Eigenart des Einzelmenschen. Als wesentlich für diese Eigenart stellt er heraus die Gesinnung, die Triebfedern, ferner das, was man Willensstärke nennt, und schließlich als besonders bedeutsam für die Erbcharakterlehre die Art der vorbewußten Gestaltung. Als wesentliche Gesichtspunkte hierfür werden hervorgehoben einerseits die bei verschiedenen Menschen verschiedene Trennschärfe in der Gestalterfassung und -bildung, andererseits die ebenfalls verschiedene Bevorzugung bestimmter Gebiete des seelischen Lebens. Die Bedeutung der seelischen Rassenunterschiede wird anerkannt, aber nur ganz kurz und allgemein gewürdigt. Auf die Vergleichsmöglichkeit mit jenen Lebensgesetzen, die die seelischen

2) Auf diesen Teil des Buches wird ein Beitrag in einem der folgenden Hefte der „Rasse“ noch besonders eingehen.

3) Berlin, Widukind-Verlag 1942. 184 S. Geh. 4,50 *RM*, geb. 5,40 *RM*.

4) Volk und Rasse 16, 1941. S. 194.

5) Paderborn, Ferd. Schöningh 1942. 206 S. Geh. 3,80 *RM*, geb. 4,80 *RM*.

Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern bedingen, wird sehr zutreffend hingewiesen.

Das Buch von E. R. Jaensch und Rudolf Hentze: „Grundgesetze der Jugendentwicklung (Erkenntnisse der Jugendanthropologie in der Ausrichtung auf neudeutsche Erziehung“[6]) soll zeigen, wie von der bekannten Jaenschschen Typenlehre her wichtige Einblicke in die Entwicklungsstufen des Seelenlebens des Jugendlichen zu gewinnen sind. Im allgemeinen Teil behandelt der leider inzwischen verstorbene Leiter des Marburger Institutes für psychologische Anthropologie die grundsätzlichen Gedanken und Forderungen, die er an seine Typenlehre knüpft. Die verschiedene Art, wie bei den Menschen die Schichten des Seelenlebens ineinandergreifen, sei zwar ihren Grundlagen nach angeboren, doch werde die Grundwelle überlagert von den kleineren Wellen, die von verschiedenen Altersstufen abhängig seien. Die bekannten seelischen Unausgeglichenheiten, die um das 4. und später um das 12.—16. Lebensjahr auftreten, werden ganz oder teilweise mit dem sog. S-Typus (Typ seelischer Lockerung und Unfestigkeit) in Zusammenhang gebracht. Erziehung und Zeitgeist können die Auswirkung dieser Lockerung, vor allem ihre Nachwirkung auf das spätere Leben in gewissen Grenzen begünstigen oder unterdrücken. J. macht Front gegen jede Begünstigung, da das dem S-Typus entsprechende seelische Verhalten dem deutschen Wertempfinden nicht artgemäß sei. — Hentze berichtet im 2. Teil über seine eigenen Untersuchungen an Jugendlichen der genannten Altersstufen und gibt dabei einen sehr guten Einblick in die Wege und Hilfsmittel der Untersuchungsweise. Insbesondere werden auch zeichnerische Darstellungen der Kinder ausgewertet. H., der Jugendliche im Mittelrheingebiet und in Kassel untersucht hat, weist hin auf die größere Häufigkeit einerseits des S-Typus, andererseits des unmittelbar eindrucksoffenen J^1-Typus im Rheingebiet. — Zu dem Buch im ganzen ist das zu sagen, was von der Lehre von Jaensch im allgemeinen gilt: Sie gründet auf sorgfältigen Beobachtungen, ist ausbaufähig und vermag Licht in weitreichende Zusammenhänge zwischen Erbanlage, Entwicklung und Wertungsweise zu werfen. Ihre Beziehungen zu unmittelbaren Fragen der Erbpsychologie und Rassenseelenkunde sind jedoch vorerst noch von lückenhafter und loser Art. Eine Unsicherheit in erbpsychologischen Fragen bedeutet es, wenn Jaensch den nach innen gefestigten Typ (J^3) für stärker erbbedingt und blutgebunden hält als die umweltoffeneren Typen. Starke Formbarkeit durch die Umwelt ist selbstverständlich, soweit sie überhaupt erbbedingt ist, im selben Umfange erbbedingt wie die gegenteilige Anlage.

Über „experimentelle und sozialpsychologische Untersuchungen bei der Landjugend“[7]) berichtet Aarre Tuompo. Gegenstand der Untersuchung sind Jugendliche einer westfinnischen Volkshochschule. Unter sorgfältiger Anwendung der Hilfsmittel der Typenforschung werden die verschiedenen Typen (enge und weite Aufmerksamkeit, Form- und Farbbevorzugung) herausgearbeitet. Besondere Beachtung findet die eidetische Anlage, die sich bei den Untersuchten recht häufig, und zwar meist vereint mit dem B-Typus von Jaensch, findet. Auszählungen und Beobachtungen wurden ferner gesammelt über Lernfähigkeit, Ehrlichkeit, Rangordnung (im allgemeinen größere Beliebtheit des weiten und farbbevorzugenden Typus) und Freundschaftsverhältnisse. Über körperliche Merkmale (Konstitution und Rasse) finden sich keine Angaben, wohl aber zeigen beigefügte Tafeln Vertreter bestimmter ausgeprägter Typen. Das Buch ist bedeutungsvoll vor allem wegen der Vergleichsfälle und Zahlen, die es für künftige Untersuchungen an Jugendlichen liefert.

Die Arbeit von Heinz Remplein: „Beiträge zur Typologie und Symptomatologie der Arbeitskurve“[8]) vermittelt ein Stück Experimentalpsychologie und ist über den Kreis der damit sich befassenden Wissenschaftler hinaus aufschlußreich für jeden, der sich mit der Auswertungsmöglichkeit einer einfachen psychologischen Versuchsanordnung bekannt machen will. Verf. wertet die Ergebnisse des bekannten

6) Leipzig, Joh. A. Barth 1939. 217 S. 13,20 *RM*.

7) Turku 1942. 258 S. 100 Fmk.

8) Leipzig, J. A. Barth 1942. 138 S. 9,60 *RM*.

von Kraepelin angegebenen Arbeitsversuches in Form eines einstündigen Zusammenzählenlassens einstelliger Zahlen, ausgeführt von 361 Versuchspersonen, aus. Er zeigt, wie aus den Einzelheiten der Leistungskurve sich die mannigfachsten Anhaltspunkte für eine Persönlichkeitsdiagnose gewinnen lassen, vorausgesetzt, daß man die Einzelheiten stets im Rahmen der Gesamtleistung zu werten versteht und sich im Sinne der Klagesschen Erkenntnisse an die Forderung hält, die Mehrdeutigkeit jedes seelischen Einzelzuges zu beachten, dessen Stärke oder Schwäche mitabhängig ist von der Schwäche oder Stärke entgegenwirkender Züge.

„Die Methodik der Persönlichkeitsforschung in der Erbpsychologie“ [9]) wird von Kurt Gottschaldt in sehr kenntnisreicher und sehr kritischer Weise erörtert. Die Methoden sind, wie er hervorhebt, vor allem maßgebend für den Wert eines wissenschaftlichen Forschungszweiges. Eingehend werden die Reichweite und die unvermeidlichen Mängel der verschiedenen Verfahrensweisen geprüft: Erfassung des Charakters durch sachgemäße Beschreibung, durch Prüfung im psychologischen Versuch und durch Anwendung der verschiedenen Typenlehren müssen zusammenwirken, bleiben aber ergänzungsbedürftig. G. fand nun in den von ihm wissenschaftlich ausgewerteten Zwillinglagern erstmalig eine Möglichkeit verwirklicht, die seelenkundliche Forschung am Einzelmenschen durch längere Beobachtung zu vertiefen und zugleich durch sorgfältige Auszählung der Verhaltensweisen der Zwillinge im täglichen Lagerleben auch zahlenmäßig vergleichbare Angaben zu gewinnen. Als weitere Ergänzung erwiesen sich ihm bestimmte lebensnahe Versuchsanordnungen (im Versuchsraum durchgeführte Beobachtung des auf eigenen Antrieb angewiesenen Prüflings ohne dessen Wissen) als besonders förderlich. Von grundsätzlicher Bedeutung sind die Erörterungen über den geschichteten Aufbau des Seelenlebens und die zeitlich verschiedene Ausreifung der seelischen Schichten, sowie die klare Herausstellung des Bedeutungsbereiches der sachlichen und seelischen Umwelt. Sachlichkeit und sichere Beherrschung des sehr ausgedehnten Arbeitsfeldes zeichnen das Buch des bekannten Forschers aus. Die Typenlehren kommen in ihrer Bedeutung für die Erbcharakterlehre etwas zu kurz weg. Denn es zeichnen sich heute doch schon wesentliche Punkte ab, in denen die bekanntesten Typenlehren sich schneiden, und an diesen Punkten haben sich die Fragestellungen bereits so vertieft, daß der Vorwurf, die Typenlehren zeigten nur vergesellschaftete Merkmale auf, ohne auf innere Zusammenhänge Licht zu werfen, heute nicht mehr ganz berechtigt ist.

Die Verständigung über den Aufbau und die Besonderheiten menschlicher Persönlichkeitsartung ist, wie aus neueren Schriften immer wieder hervorgeht, vor allem abhängig von einem brauchbaren begrifflichen Rüstzeug. H. A. Schmitz stellt sich in dem Buch „Die Persönlichkeitsdiagnose“ (Grundlegung einer organologischen Betrachtungsweise im Bereich des Seelischen)[10]) die Aufgabe, hier eine Lücke zu schließen. Auf Grund seiner Erfahrungen in der psychiatrischen Beurteilung Jugendlicher hat er ein Begriffsnetz entworfen, an Hand dessen die Persönlichkeit gegliedert gedacht wird nach Artung und Stärkegrad des Verstandes, des Gemütes, des Antriebes und der Zielrichtungen und durchflochten von Artung und Stärkegrad des Wirklichkeitssinnes und des Zeitsinnes. Bei den Zielrichtungen arbeitet er vier verschiedene Hauptrichtungen heraus, nämlich die auf Angriff, auf Bewahrung, auf Ausbreitung und auf Auflösung zielende. Er spricht hier auch von vier Hauptstilarten und sieht im Sinne von Carus in der körperlichen Gestalt den Ausdruck der zugehörigen seelischen Grundrichtung. Von den Gedanken, die er hier vorträgt, führen viele Wege zu den bekannten Typenlehren. Die vier verschiedenen Hauptrichtungen sind, wie er andeutungsweise zeigt, zusammen mit der Art des Wirklichkeits- und des Zeitsinnes auch wesentlich für rassenseelische Unterschiede. Bei solchen Bezugssetzungen wird freilich ein Bedenken deutlich, das jedem begrifflich-vernünftigen Ordnungssystem innewohnt, das Bedenken nämlich, daß

9) Sammlung Erbpsychologie, hrsg. von Fischer & Gottschaldt. Heft 1 und 2. Leipzig, J. A. Barth 1942. 164 S. 9,60 *RM*.

10) Leipzig, Thieme 1942. 88 S. 7,80 *RM*.

in den Maschen der Begriffe nur die halbe Wirklichkeit hängenbleibt. Um ein Beispiel aus den rassenseelenkundlichen Hinweisen des Verf. zu geben, so stimmt es nicht gut zusammen, wenn beispielsweise die bewahrende Hauptrichtung der seelischen Strebungen am vollkommensten beim Bauern verkörpert sein soll und wenn andererseits dieselbe Hauptrichtung sich in vieler Hinsicht mit dem Wesen des ostischen Menschen decken soll. Andererseits ist dem Verf. zuzugestehen, daß es ihm gelingt, weitgreifende Lebensgesetzlichkeiten in ein zusammenfassendes Blickfeld zu bringen. Seiner Auffassung, daß die von ihm begrifflich erfaßten seelischen Formmerkmale unmittelbar auf seelische Organe bezogen werden können, müssen allerdings vorerst noch manche Einwände und Zweifel entgegengesetzt werden. Besonderen Wert legt er auf eine klare Grenzziehung zwischen den Formmerkmalen, die dem gesunden, eigengesetzlichen, und jenen, die dem krankhaften, fremdgesetzlichen seelischen Geschehen zugehören. Er klärt hier wichtige Grundfragen, die der medizinischen und der psychologischen Wissenschaft gleichermaßen anliegen.

Ein im Druck vorliegender Kriegsvortrag von O. Kutzner, „Die Psychologie im Dienste der Auslese und der Menschenführung“[11]) bringt in kurzer Form Hinweise auf die Bedeutung der Menschenführung nicht nur im Berufsleben, wo die Verbesserung der Leistungen durch Führung und Willensschulung geprüft und erwiesen sei, sondern auch im außerberuflichen Leben, wo für Fremderziehung und vor allem für Selbsterziehung noch ein weiter Raum sei.

Ein weiterer Kriegsvortrag der Bonner Universität aus der Vortragsreihe: Führung der Völker, gehalten von Oskar Becker, stellt die „Gedanken Friedrich Nietzsches über Rangordnung, Zucht und Züchtung“[12]) dar. Nietzsches Gedanken über Führung sind nicht organisch im Volksbegriff verwurzelt. Auch fehlt seinem Begriff der Züchtung durchaus noch die naturwissenschaftliche Klarheit. Aber wenn auch in Nietzsches Gedanken nicht so sehr viel bleibt, was unmittelbar heute brauchbar ist, und wenn, wie hier eingefügt sei, die in Nietzsches Seelenleben liegenden Maßlosigkeiten nicht selten ihn zu unbesonnenen Steigerungen seiner Worte hinreißen, so bleiben doch lebendig in ihrer Wirkung die bis in letzte Tiefen stoßende Kritik seines Zeitalters und die große Schau hohen Menschentums.

Hans Lungwitz ist Verfasser eines Lehrbuches der Psychobiologie, von dem die ersten drei Bände den Titel: „Die Welt ohne Rätsel“ tragen und von dem der 4. Band im vorvergangenen Jahr erschienen ist.[13]) Er behandelt von der Befruchtung und vorgeburtlichen Entwicklung angefangen bis zum Greisenalter und Tod die menschlichen Lebensstufen und fügt eine Entwicklungsgeschichte der vom menschlichen Wesen nicht trennbaren Kultur an. Verf. ist Nervenarzt. Lebenserfahrung und Menschenkenntnis kommen überall da in seinem Werke zum Ausdruck, wo er die unverkrampfte Haltung des Gesunden gegenüberstellt der am meisten verbreiteten und für das Leben der Völker am meisten bedeutsamen Krankheitserscheinung, der neurotischen Verkrampfung in ihren vielfachen Teilerscheinungen. Dies alles findet sich aber eingebaut in ein Lehrgebäude, das fremdartig und schwer verständlich erscheint. Wenn Verf. es fertigbringt, von „Denkzellen“ zu sprechen und wörtlich die Dinge für gleichbedeutend erklärt mit „Aktualitäten der Denkzellen“ im Gehirn der einzelnen Menschen, so erübrigt sich hier eine Erörterung. Auch mutet sein Kampf gegen die Kausalitätslehre wie ein Kampf gegen Windmühlen an, denn er will den Zusammenhang von Ursache und Wirkung auch dort nicht gelten lassen, wo unabhängig von allen philosophischen Hintergedanken der Naturforscher notwendigerweise mit jeweiligen Hauptursachen rechnen muß, die er aus dem Hintergrunde der Allverflochtenheit des Geschehens herausheben muß, falls er überhaupt zu wissenschaftlichen Schlüssen kommen will. So kommt Verf. denn auch in Fragen der Erb- und Rassenforschung

11) Kriegsvorträge, Heft 95. Bonn 1942. 23 S. 0,40 *RM*.

12) Kriegsvorträge, Heft 97. Bonn 1942. 24 S. 0,40 *RM*.

13) Lehrbuch der Psychobiologie, 2. Abt. 4. Bd. Der Mensch als Organismus. Die Kultur. Kirchhain, Brücke-Verlag 1941. 804 S. Geh. 24 *RM*, geb. 26 *RM*.

zu so widersinnigen Auffassungen, daß man die Aussicht auf eine fruchtbare Auseinandersetzung sehr bald verloren gibt. Die allen erbwissenschaftlichen Ergebnissen zugrunde liegende Scheidung der Begriffe Erbwelt und Umwelt wird von Verf. verworfen. Nur als Beispiel sei angeführt, daß etwa der Verlust eines Beines durch Unfall seiner Meinung nach erblich bestimmt sei wie alles andere, was einem Menschen begegne, und daß man bei den Eltern eines solchen Menschen zwar nicht notwendig das Merkmal der Einbeinigkeit zu finden brauche, daß man bei ihnen aber bei genauer Untersuchung stets ein Leiden etwa im Sinne von Muskel- oder Knochenschwäche, Rheuma, Gicht oder Ischias finden werde. Nach diesem Beispiel ist es wohl kaum notwendig, auf die wissenschaftsfremden Darlegungen des Verf. über Einzelheiten der Erblehre — z. B. über Dominanz oder Geschlechtsgebundenheit — und auf seine höchst naive Einteilung der Menschenrassen einzugehen. Bemerkt sei noch, daß es eine Abstammungslehre für ihn nicht gibt. Er ersetzt sie — nicht wissenschaftlich, sondern symbolhaft denkend — durch märchenartige Vorstellungen von Urzeiten des Menschengeschlechtes, wo angeblich der Urmann stets im Liebesrausch starb und vom Urweib verzehrt wurde. Das umfangreiche Buch wird, da es überladen ist mit fremdartigen Begriffen und Ableitungen, nicht viele Leser finden.

B. de Rudder behandelt in einer kleinen Schrift „Über sogenannte kosmische Rhythmen beim Menschen“[14]) ein Gebiet von Fragen, das in der Vorstellung wissenschaftsfremder Menschen oftmals einen ungebührlich großen Raum einnimmt zum Schaden einer klaren Einsicht in lebenskundliche und damit auch rassenkundliche Fragen. Er sondert die wenigen stichhaltigen wissenschaftlichen Feststellungen von dem Übermaß unbegründeter magischer Vorstellungen. Der Mensch antwortet in feinst eingespielten Vorgängen seines Stoffwechsels auf Schwankungen der Witterung. Seine Körperwärme wechselt unabhängig von der Lebensweise mit dem Tagesablauf. Die Einflüsse, die hier auf ihn einwirken, sind aber durchweg an die Erde selbst gebunden. Einen an den Mondwechsel gebundenen periodenhaften Verlauf von Lebensvorgängen nachzuweisen ist bisher nicht gelungen. Ein gewisser Einfluß ist dagegen der Ebbe und Flut, also wiederum Vorgängen, die auf der Erde selbst sich abspielen, zuzuerkennen. Erdferne Einwirkungen beispielsweise auf das Krankheitsgeschehen beim Menschen und die Sterblichkeit lassen sich einwandfrei nachweisen nur für gewisse Geschehnisse auf der Sonne, insbesondere für die Sonneneruptionen. Für den Einfluß des Auftretens von Sonnenflecken sprechen ebenfalls einige, aber nur vereinzelte Beobachtungen. Die Schrift vereinigt wissenschaftliche Nüchternheit mit anregender Darstellung.

In dem Buch „Was ist ein Volk?“ von Lothar Stengel von Rutkowski[15]) schafft der bekannte Verf. Klarheit in einem Bereich von Fragen, in dem naturwissenschaftliche und geisteswissenschaftliche Lösungsversuche sich bisher vielfach unübersichtlich kreuzen. Er weist die lebensfremde Dialektik zurück, die von manchen Seiten in diese Fragen hineingetragen worden ist, und setzt ihr eine weitfassende lebensgesetzliche Schau entgegen, die der engen Verflochtenheit von Erbwelt und Umwelt im Begriffe eines Volkes voll gerecht wird. Volk ist Schicksalsgemeinschaft. Diese Schicksalsgemeinschaft gestaltet sich aus dem Ineinandergreifen von völkischer Umwelt, Sprache und Gesittung auf der einen und der erbbedingten Beschaffenheit der Glieder des Volkes auf der anderen Seite. Verf. kommt zu der abgekürzten Begriffsfestlegung: Ein Volk ist eine erbgebundene Fortpflanzungsgemeinschaft in selbstgeschaffener und es selbst züchtender Umwelt. Gegenüber dem zusammengesetzten Volksbegriff wird der einfachere Begriff der Rasse ebenfalls klar abgegrenzt. Rasse ist kennzeichnende Erbanlagengemeinschaft. Es wird gezeigt, inwiefern dem Rassebegriff notwendig eine gewisse Lockerheit und Flüssigkeit zukommt. Daß trotzdem unsere Rassenkenntnisse es einem Volk ermöglichen, eine klare Entscheidung zu treffen über das, was an Rasseanlagen erwünscht und unerwünscht ist, das

14) 2. Aufl. Leipzig, G. Thieme 1941. 44 S. 1,80 *RM*.

15) 2. Aufl. Erfurt, K. Stenger 1941. 177 S. 4,40 *RM*.

würde man wegen der dringlichen Notwendigkeit, einer weiteren Zurückdrängung des nordischen Rasseanteiles vorzubeugen, in dem vorliegenden Buch gerne noch deutlicher ausgesprochen hören. Immerhin wird die verbindende Kraft gleicher Rasse klar herausgestellt, wenn Verf. etwa sagt, man solle augenblickliche Unstimmigkeiten zwischen rassisch nahe verwandten Völkern nicht zu grundsätzlich auffassen, da es sich hier doch stets nur um rückgängig zu machende umweltbedingte Einstellungen (reparable Modifikationen) handle.

Kunstgeschichte, Kunstbetrachtung und Abbildungswerke

Von Paul Schultze-Naumburg

Wenn auch die Zahl der Neuerscheinungen kriegsbedingt sehr viel kleiner geworden ist, so sind doch im Laufe des Jahres mancherlei Bücher eingegangen, die der Besprechung harrten. Unter den Neuerscheinungen, die sich in das große Gebiet der Kunstwissenschaften einordnen lassen, fällt es auf, daß nur wenige unter ihnen sich die rassische Betrachtung als Aufgabe setzen. Man muß, wie es in diesen Blättern ja schon öfters der Fall war, feststellen, daß die zünftige Kunstwissenschaft sich nur wenig und fast ungern auf dieses Gebiet zu wagen scheint, vielleicht in der geheimen Befürchtung, an „Exaktheit" zu verlieren. Und doch ist es unmöglich, daß irgendein Zweig des menschlichen Denkens heute an den Lehren der Rassenkunde vorbeigehen kann, die auf allen anderen Gebieten des Lebens das Gesicht der Welt in so greifbarer Weise umgestaltet haben. Natürlich gehört dazu nicht bloß eine gelegentliche Kenntnisnahme einiger Bruchstücke einer so umfassenden Lehre, wie es die Vererbungswissenschaft und die Rassenkunde sind, sondern ein planmäßiges Studium derselben, was man nicht im Vorübergehen oder gesprächsweise erwerben kann. Zu was für seltsamen Schnitzern und irrenden Gedanken es kommen kann, wenn gründliche Gelehrte in ihrem Fach ohne genügende Hingabe an dies andere Gebiet Urteile in die Welt setzen, darüber möchte ich an anderer Stelle einmal ein paar Proben geben.

Heute sei von einigen Neuerscheinungen im Kriege die Rede, die sich im Laufe des letzten Jahres eingefunden haben. Da ist vor allen Dingen ein neues Buch von Heinrich Lützeler, „Vom Sinn der Bauformen"[1]), das in dem bekannten großen katholischen Verlag Herder & Co. G. m. b. H., Freiburg i. Br., erschienen ist. Bekanntermaßen vertritt dieses Haus ausgesprochen die katholische Weltanschauung und hat mit großen Mitteln ganz ausgezeichnete Werke herausgebracht. Lützeler erfüllt die Aufgabe, einen Laien den Sinn der architektonischen Formen begreifen zu lassen. In höchst gewandter Weise in einer guten deutschen Sprache und in lebendiger Darstellung führt er in das weite Gebiet des baulichen Schaffens ein, so daß man mit gutem Gewissen sagen kann, daß es sich hier um eines der besten solcher Werke handelt. Über einzelne Wertungen hinsichtlich der Erscheinungen der neueren und neuesten Zeit möchte man sich einmal mit dem Verfasser unterhalten, doch mindert dies nicht die Erfüllung der Hauptaufgabe: das Werden des gebauten Kulturbestandes anschaulich und begreiflich zu machen.

Eine weitere sehr beachtenswerte Neuerscheinung ist Harald Busch, „Meister des Nordens" (Die altniederländische Malerei 1450—1550).[2]) Seit jeher war dem Süden Deutschlands bei der Forschung seiner kunstgeschichtlichen Leistungen immer eine Art Vorrechtsstellung zugebilligt worden. Der größere Reichtum des Südens hatte allmählich die Vorstellung geschaffen, daß der Norden dagegen karg und spröde sei. Die großen Leistun-

1) In Leinen geb. mit 393 Bildern im Text und 3 farbigen Tafeln.

2) Hamburg, Heinrich Ellermann. Geb. 24 *RM*.

gen des ausgehenden Mittelalters scharten sich um die Namen Grünewald, Altdorfer, Dürer, Hans Baldung Grien, Holbein bis zu Cranach und wie diese großen Meister alle heißen, denen es gelungen war, ihre technisch bis aufs reifste durchgebildete Kunst mit warmem, natürlichem Volksleben zu erfüllen. Daß in dem dünner bevölkerten Norden des Landes, in dem der Reichtum noch nicht in so mächtigen Strömen floß, sich ebenfalls eine reife Kunst herausgebildet hatte, die wie in Süddeutschland sich aufs engste an das tägliche Leben des Volkes anschloß und aus diesem heraus seine Werke entwickelte, war bis vor nicht allzu langer Zeit den meisten Deutschen noch nicht recht geläufig. Hier kommt schon Lichtwarck ein besonderes Verdienst zu, frühzeitig Wandel gebracht zu haben. Aber trotzdem fehlte es an einem zusammenfassenden Werke, das den großen Reichtum des im niederdeutschen Raume Geschaffenen zusammenfaßte. Hier kommt das vorgenannte Buch sehr erwünscht, das in ganz ausgezeichneten Wiedergaben eine sehr große Anzahl des Besten vereinigt, was etwa zwischen Westfalen und den östlichen Hansastädten zu finden ist. Das Buch, das mit namhaften Spenden von kunstinteressierten Kreisen herausgebracht werden konnte, schließt hier wirklich die bewußte Lücke, von der so oft die Rede ist.

Auf ein ganz anderes Gebiet führt uns das Werk von Johannes Kollwitz[3]), das ein Sondergebiet des plastischen Schaffens behandelt. Neben der Antike sind ja auch der Spätantike zahlreiche Werke gewidmet worden, in denen jedoch gerade aus der Zeit etwa von dem letzten Viertel des 4. Jahrhunderts bis in die ersten Jahrzehnte des 5. Jahrhunderts kein zusammenfassendes Werk herausgebracht worden ist. Nun zeigt aber der Verfasser, wie gerade in dieser Zeit, die sich etwa um den Namen des oströmischen Kaisers Theodosius gruppieren läßt, eine Reihe von Werken entstanden ist, die noch ganz auf dem Boden der sicheren handwerklichen Tradition des eigentlichen Altertums standen, denen aber aus dem weiten Raume des östlichen Reiches doch wieder so eigenwillige und starke Talente zuströmten, daß man von einer zeitweiligen Blütezeit auf gewissen Gebieten sprechen kann. Wenn auch die ganz großen, richtungweisenden Kunstwerke höchsten Ranges fehlen, so wird es nicht allein der Kunstgelehrte, sondern auch der kunstliebende Laie begrüßen, durch die schönen großen Bildwiedergaben in dies bisher noch so wenig beachtete Gebiet eingeführt zu werden. Ein von sehr gründlicher Forschung und emsigster Hingabe an sein Werk zeugender Text führt in das Aufgabengebiet ein.

Ein ganz besonders erfreuliches Büchlein bringt uns Siegfried Berger[4]), das uns einen Einblick in das Arbeitsgebiet des Sächsischen Provinzial-Konservators Prof. Giesau in Halle gibt. Das im höchsten Grade vorbildliche Wirken dieses Mannes hat in stiller und sehr verständiger Kleinarbeit eine nicht für möglich gehaltene Menge von Kunstwerken aus seinem Verwaltungsgebiet nicht allein neu entdeckt, sondern auch — man kann schon sagen — dem Tode entrissen. Gemeinsam mit seinem vorzüglichen Mitarbeiter und Sachverständigen Albert Leusch sind in der Halleschen Werkstatt eine Unzahl von Plastiken und Bildern zu neuem Leben erweckt worden, von denen nun das Bergersche Buch einen kleinen Teilausschnitt zeigt. Auch hier handelt es sich nicht um eine Schau, die sich mit dem Sondergebiet unserer Zeitschrift abgibt, sondern um eine Auswahl des künstlerisch Besten und wohl auch inhaltlich Anziehenden. Das hindert aber nicht, daß auch für den Rassenforscher das Buch zu einer Fundgrube von Untersuchungen werden kann. Es wäre sehr zu wünschen, wenn der Verfasser die Reihe dieser Bücher fortsetzen könnte.

Aus dem Ausland kommt eine Reihe von Sonderschriften über einzelne große Meister.[5])

3) „Oströmische Plastik der Theodosianischen Zeit". Berlin, de Gruyter. Studien zur spätantiken Kunstgeschichte Bd. 12. Lw. 68 *RM*.

4) „Deutsches Antlitz" nach unbekannten Bildwerken aus der Provinz Sachsen. Merseburg, Friedrich Stellberg 1942. Geb. 4,80 *RM*.

5) Vier Büchlein „Les Maitres". Leonardo da Vinci. Adolphe Basler (Hrsg.); Grünewald, Matthias. Hans Haug (Hrsg.); Rubens, Peter Paul. Germain Bazain (Hrsg.); Rembrandt (Harmensz van Rijn). Paul Frierens (Hrsg.). Paris II, 18, Rue

Es sind schmale, nicht allzu dicke Büchlein, die die wesentlichsten Werke der jeweiligen Künstler in ganz ausgezeichneten Wiedergaben zeigen und mit kurzem einführendem Text begleiten. Bei dem sehr billigen Preise kann man sagen, daß die gesetzte Aufgabe in vorbildlicher Weise gelöst ist.

Auf das handwerkliche Gebiet führt ein Buch von Wolfgang Schuchhardt[6]), dessen Gegenstand man in zeitgeschichtlicher Betrachtung fast zur Hohen Kunst rechnen müßte: die weibliche Handarbeit des Mittelalters, die nicht allein in ihren reich gezierten Bändern, Teppichen, Stickereien und sonstiger Nadelarbeit es zu großen Kunstwerken brachte, sondern in deren Zeitläuften die weibliche Hand auch auf dem Gebiet der Bebilderung, also der geschriebenen und gezeichneten Buchkunst hohe Leistungen aufweist. Die Zahl der erhaltenen Werke ist verhältnismäßig gering. Was im Dom-Museum von Quedlinburg, in Erfurt, in Wien zu finden ist, wird sich jedem Beschauer tief eingeprägt haben. Der Bildteppich ist für uns allmählich zum festen Bestand mit der Vorstellung des mittelalterlichen edelmännischen Wohnraumes geworden, und die Sachverständigen, besonders also die Frauen, wissen nicht genug zu rühmen und zu schwärmen von den geradezu herrlichen Nadelarbeiten, die nicht allein das späte Mittelalter, sondern auch die ihm folgenden Zeiten in geradezu unerreichbarer Fülle und Schönheit geschaffen haben. Es ist daher anzunehmen, daß das Buch von Schuchhardt in sehr vielen Kreisen aufs freudigste begrüßt werden wird.

Auf ein anderes Sondergebiet führt Misch Orends[7]) kleines Werk über deutsche Töpferwaren aus Siebenbürgen, in dem in zahlreichen guten Abbildungen die Grundformen der Teller und Krüge, Schalen und Dosen, Becher und kleine Gefäße mit ihren meist sehr reichen, etwas zur Üppigkeit neigenden Bemalungen gezeigt werden. Es ist sehr erfreulich, daß solche kleineren Untersuchungen heute überall zahlreich erscheinen und so nicht allein den Fachkennern die Übersicht über weit zerstreute Gebiete erleichtern, sondern auch in den Gebieten selbst die allgemeine Aufmerksamkeit auf eine volkstümliche Kunst hinweisen, deren Erhaltung weit über bloß ästhetische Interessen hin politisch und wirtschaftlich von Bedeutung ist.

Zum rein Baukünstlerischen führt das kleine Buch von Stan Leurs[8]), das für den wohlfeilen Preis eine brauchbare Übersicht über die wesentlichsten und Monumentalbauwerke Flanderns zeigt. Es erübrigt sich hier darauf hinzuweisen, welche Aufgaben dem Deutschtum in der Befreiung Flanderns aus einer dem Volkstum artfremden Umfassung erwachsen. All die zahlreichen Deutschen, die heute, sei es im Soldatenrock, sei es in anderen Aufgaben, Flanderns Boden betreten, werden gern nach dieser kurzen, mit einem anschaulichen Text begleiteten Darstellung greifen, die sie in das Wesentlichste einer alten germanischen Kunst einführen.

Auch dem Lande Flandern sowie den Niederlanden gewidmet, wenn auch mit ganz anderer Zielsetzung, ist das Buch von Otto Engelhardt-Kyffhäuser[9]), das den Zweck hat, eine lebendige Verbindung mit namhaften und führenden Köpfen herbeizuführen. Der Verfasser ist ein hochbegabter Bildniszeichner, der nun in dem Buche in guten Wiedergaben eine größere Anzahl von solchen flandrischen und niederländischen Persönlichkeiten von stark nordischer Prägung bringt, die er besucht und mit denen er freundschaftliche Fühlung aufgenommen hat. Der Text ist höchst amüsant geschrieben, und die Bildnisdarstellungen können als meisterhaft bezeichnet werden.

Ganz in das Gebiet der Untersuchungen über das Bauschaffen führt uns eine kleine Schrift

---

Louis Le Grand, Braun & Cie. Je 32 Bl. mit Abb. kl. 8°. 12,50 ffr. Text in franz., engl. und deutscher Sprache.

6) „Weibliche Handwerkskunst im deutschen Mittelalter". Berlin, Metzner 1941. 63 S., 48 S. Abb. 4° (F). Pp. 5 *RM*.

7) Krüge und Teller. Töpferwaren aus Siebenbürgen. 2. Aufl. Hermannstadt, Hauptverlag der deutschen Volksgruppe in Rumänien. Krafft & Drotleff AG. 1941. 123 Abb. 4,50 *RM*.

8) Alte Baukunst in Flandern. Jena, Eugen Diederichs 1942. 24 Abb. Geh. 2 *RM*.

9) „Up Wedderseehen!" Eine Malerfahrt durch Flandern und die Niederlande. Berlin, Verlag Grenze und Ausland G. m. b. H. 1942. Geh. 7,60 *RM*.

von Dr. Walter Laedrach[10]), die das Emmentaler Bauernhaus bearbeitet. Das Tal der Emme, nahe der Bundeshauptstadt Bern gelegen, war von jeher ein Gebiet, dem sich die Aufmerksamkeit in höherem Grade zuwandte als anderen stillen, abgelegenen Schweizer Tälern. Das hat nicht allein seinen Grund darin, daß die Anfertigung und der Vertrieb des schmackhaften Käses seinen Namen diesem Tale verdankt, sondern das Tal der Emme war schon immer Sitz eines wohlhabenden und stolzen Bauerntums, das seine überlieferten Formen immer weiter ausbaute und festigte, unbeirrt von manchen städtischen Ansiedlungen, die aus dem nahen Bern kamen. So hat das Emmentaler Bauernhaus auch nach Schweizer Verhältnissen gesehen eine hohe Vollendung erreicht, und man sieht mit Bewunderung die mächtigen, hochgetürmten Holzpaläste mit den prachtvollen sicheren Konstruktionen, wie sie in Schrift und Bild vom Verfasser dargestellt werden. Erfreulich ist der billige Preis, zu dem das Buch herausgegeben werden konnte, der es ermöglicht, daß sich die Freude an so schöner Volkskunst auch auf weitere Kreise ausbreitet.

Eine andere kleine Sonderschrift ist der St. Lorenzkirche in Nürnberg gewidmet, jenem Meisterwerk gotischer Baukunst, das nicht allein selbst in seinem konstruktiven Aufbau als eine der klarsten und kraftvollsten Gestaltungen aus jener Zeit des deutschen Steinbaues gelten kann, sondern auch in seinem Innern eine reiche Fülle plastischer Werke und Werke der Malerei birgt. In bilderreicher Sprache sucht der Verfasser Otto Dietz[11]) den Beschauer zu gleicher Begeisterung für das Gezeigte mitzureißen.

Auf das engere Gebiet des Städtebaues führt uns das Buch von Werner Knapp[12]). Wenn es der Verfasser auch selbst als Dorfplanung bezeichnet, so geht er insofern doch weit über diesen engen Rahmen hinaus, als er stets Raumprobleme ganz allgemeiner Natur erörtert und in sehr lehrreichen Darstellungen in Wort und zeichnerisch vorträgt. Das Buch kann deswegen ganz allgemein all denen warm empfohlen werden, die überhaupt erst einmal wissen wollen, um was es bei städtebaulichen Planungen geht und was Raumfrage bedeutet. Besonders in den heutigen Zeiten, wo aus der Not der Anforderungen heraus manches im Schema erstickt zu werden droht, was noch nicht zum Leben gelangt ist, dürften diese Ausführungen besonders nützlich sein.

Noch zweier kleiner Sonderdrucke sei gedacht: des Abdruckes eines Vortrages von Prof. Dr. Ernst Langlotz über die Darstellung des Menschen in der griechischen Kunst[13]), der besonders denen empfohlen werden kann, die sich in Kürze über das Wesen der Menschendarstellung innerhalb der griechischen Kunst unterrichten wollen. Wenn auch der Verfasser auf die rassischen Zusammenhänge nicht eingeht, so wird doch unser Leserkreis an der lebendigen Darstellung seine Freude haben.

Ebenfalls als Abdruck liegt vor ein Vortrag, gehalten in der Bayrischen Akademie der Wissenschaften von dem Münchener Früh- und Vorgeschichtler Hans Zeiß über das Thema „Das Heilsbild in der germanischen Kunst des frühen Mittelalters".[14]) Auch hier handelt es sich um ein Sondergebiet, dessen Darstellung gerade heute durch die erfreulicherweise steigende Anteilnahme an der germanischen Vorgeschichte willkommen sein wird.

Endlich ist unter den Eingängen noch ein Buch zu nennen, das sich „Frauen und Schönheit in aller Welt"[15]) nennt und das sich als ein zusammengestelltes Lichtbilderbuch erweist, dessen Aufnahmen von den verschiedensten oft rühmlich bekannten Urhebern herrühren und die nur lose unter dem gefundenen Titel zu-

10) „Das Emmentaler Bauernhaus" (Berner Heimatbücher Nr. 1). Bern, Paul Haupt. Geh. 1,80 sfr.

11) „Die St. Lorenzkirche in Nürnberg". J. L. Schrag, Nürnberg. Geh. 1,80 *RM*.

12) „Deutsche Dorfplanung". Karl Krämer, Stuttgart-W. 1942. Geh. 4,80 *RM*.

13) Kriegsvorträge der Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität, Bonn/Rh., H. 61. Bonn, Gebr. Scheur 1941. Geh. 1,50 *RM*.

14) Verlag der Bayr. Akademie der Wissenschaften, München. Jahrg. 41 (1941), Bd. 2, Heft 8. Geh. 6,50 *RM*.

15) A. R. Marsani, Ein Bildbuch. (9. bis 15. Tsd.) Berlin, Wilhelm Limpert 1941. 123 S. gr. 8°. Lw. 7,50 *RM*.

sammengefaßt werden. Aber man muß es den Bildern lassen, daß es sich wirklich in den meisten Fällen um lichtbildnerische Meisterleistungen handelt, die nicht allein von allen gern betrachtet werden, die sich selbst mit dieser schwarzen Kunst abgeben, sondern von allen, die überhaupt Freude am Anschauen haben.

Berichtigung

In dem Buchbericht M. Hesch, Entwicklung und Vererbung, Erb- und Rassenpflege, S. 38 (1943) d. Ztschr. ist bei Besprechung des Buches: Handbuch der Erbkrankheiten, 4. Band, ein Fehler unterlaufen. Die betreffende Stelle muß richtig heißen: Im „Handbuch der Erbkrankheiten", Herausgeber Arthur Gütt, ist der 4. Band dem zirkulären Irresein und den psychopathischen Persönlichkeiten gewidmet. Aus der Feder des verstorbenen Breslauer Erbpsychiaters Johannes Lange stammt der allgemeine und klinische Beitrag zum zirkulären Irresein.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA

An unsere Leser!

Aus kriegsnotwendigen Gründen kann die „Rasse" ab 1. April 1943 nur noch vierteljährlich erscheinen. Wir bitten unsere Bezieher, der Zeitschrift trotzdem auch weiterhin die Treue zu halten.

Die neue Bezugspreisregelung wird auf der zweiten Umschlagseite des nächsten Heftes bekanntgegeben.

B. G. Teubner, Leipzig C 1

Verantwortlich für den Textteil: Dr. Hans Burkhardt, Schleswig, Mühlenredder 15
für den Anzeigenteil: Horst Eisendick, Berlin. Pl. 3
Printed in Germany Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig Ausgegeben am 15. März 1943

Altstoff ist Rohstoff

Ein kleines Plätzchen sichere dir
Zu Hause für dein Altpapier!
Dort schichte deine Zeitung auf,
Kuverts und alte Schachteln drauf!
Doch wenig Mühe sicherlich:
Das andre tut ein Kind für dich;
Es holt von dir den ganzen „Zimt",
Den es dann mit zur Schule nimmt!

ROTANOX
oczyszczanie
I 2014

Briefmarken

von deutschen Kolonien und Kleinstaaten
kauft und verkauft

Hans Sinn, Bad Bramstedt (Holstein)

In 2. Auflage erscheint:

Das politische System der orientalischen Staaten

Von Dr. Conrad Oehlrich
(„Macht und Erde", Hefte zum Weltgeschehen, Heft 15.) 1943. IV, 88 Seiten. Mit 3 Kartenskizzen. Kart. *RM* 1.80

„... Die kleine Arbeit Oehlrichs ist ein im besten Sinne politisches Buch, ist so, wie wir auch andere Probleme zur politischen Aufklärung unseres Volkes behandelt sehen möchten." (NS.-Monatshefte.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Leipzig / B. G. Teubner / Berlin

Im Laufe des März erscheint:

Bauernglaube

Zeugnisse über Glauben und Frömmigkeit der deutschen Bauern

Von Hans F. K. Günther

Professor für Rassenkunde, Völkerbiologie und Ländliche Soziologie an der Universität Freiburg i. Br.

1942. VII, 244 Seiten. Geb. *RM* 6.20

Das Buch behandelt einen Gegenstand, der bisher auffällig wenig betrachtet worden ist: den Glauben und die Frömmigkeit der deutschen Bauern. Unter Beschränkung auf den uns besonders naheliegenden Zeitabschnitt von 1880—1930 untersucht es, was denn die Bauern eigentlich glauben und wie sie eigentlich fromm sind. Durch Anführung vieler Belege unmittelbarer Beobachter bäuerlichen Lebens, also zumeist durch Anführung der Zeugnisse von Dorfpfarrern, stellt die Schrift den deutschen Bauern anschaulich als einen in besonderer und ihm eigentümlicher Weise gläubigen und frommen Menschen dar und führt zur Erkenntnis und Wertschätzung des Bauerntums als des eigentlichen Wesensgrundes der deutschen Volkheit; denn eben die vom Verfasser nachgewiesenen ursprünglichen Triebkräfte des frommen Bauerngemütes sind zugleich die ursprünglichen und zeitlosen Triebkräfte der deutschen Volksseele überhaupt. So wird das Buch nicht nur der Bauerntumsforschung (Ländlichen Soziologie) dienen, sondern, wie sich schon aus der Betrachtung des Gegenstandes ergibt, auch von seiten der Volkskunde und Religionswissenschaft her begrüßt werden.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Anzeigengrundpreis: 1/1 Seite *RM* 50.—, für Verleger ermäßigter Grundpreis: 1/1 Seite *RM* 45.—. Kleinere Seitenteile entsprechend.
Anzeigenannahme: Anzeigenverwaltung Berthold Giesel G.m.b.H., Berlin W 35, Potsdamer Straße 199, Fernsprecher Pallas 87, 4588. Postscheckkonto: Berlin Nr. 6018.